MUSEUM HELVETICUM
Vol. 1 1944 Fasc. 3

Gruppierung und Funktionen der Wortbildungssuffixe des Lateins

Von *Manu Leumann*

In der Darstellung der Wortbildung durch Suffixe bedient man sich im Bereich der Indogermanistik besonders bei den Nomina üblicherweise einer offensichtlich rein äußerlichen Anordnung nach einem lautlichen Merkmal: man ordnet nach gewissen Kennlauten, d. h. nach demjenigen Vokal oder Konsonanten, der gehörsmäßig als charakteristisch empfunden wird; die Reihenfolge der Laute wird aus der Phonetik bezogen: Null, Vokale, Sonanten (*i̯ u̯ r l m n*), Verschlußlaute, *s*. Um nur ein paar bekannte Darstellungen[1]) zu nennen, so findet man sie, unbeschadet kleinerer Verschiedenheiten, angewendet aufs Altgriechische bei Brugmann-Thumb, Schwyzer, Debrunner und Chantraine, aufs Romanische bei Meyer-Lübke, aufs Deutsche bei Wilmanns, aufs Slawische bei Miklosich, aufs Indogermanische bei Brugmann. Es ist keine wesentliche Abweichung, wenn die Anordnung nach dem Kennlaut der Suffixe erst als sekundäres Ordnungsprinzip verwendet wird hinter der ebenfalls durch Kennlaute bestimmtenAnordnung nach den in einer Sprache gegebenen Deklinationsklassen der *o-*, *ā-*, *i-*, *u-* und konsonantischen Stämme, so bei Vondrák für das Slawische und bei Stolz-Leumann fürs Latein.

Doch ist dies nicht das einzige Verfahren. An dem morphologisch besonders durchsichtigen Sanskrit erkannten bereits die altindischen Grammatiker die grundsätzlich wichtigen zwei Gruppen der primären und der sekundären Ableitungen: die Suffixe für Ableitungen, deren Grundwort ein Verbum (Verbalstamm, Wurzel) ist, etwa *-tus*, *-tōr-*, in *vic-tus*, *vic-tor*, nennt man seither deverbative oder primäre Suffixe; diejenigen für Ableitungen von Nomina, etwa *-ia*, *-tāt-*, *-ius* in *victor-ia*, *sani-tas*, *patr-ius*, heißen denominative oder sekundäre Suffixe. So bildet diese morphologische Scheidung in primäre und sekundäre Stammbildung die Haupteinteilung für die Darstellung des Altindischen bei Whitney und Renou, und die Unterteilung beruht auf den Funktionen der Suffixe; dafür gibt Whitney

[1]) Die im Text erwähnten Grammatiken sind folgende: Brugmann: Grundriß d. vgl. Gr. d. idg. Sprr.² II, 1, 1906. – Brugmann-Thumb: Griech. Gramm. 206ff., 1913. – Chantraine: La formation des noms en Grec ancien, 1933. – Debrunner: Griech. Wortbildungslehre, 1917. – Kluge-Sütterlin: Nominale Stammbildungslehre d. altgerm. Dialekte, 1926. – Meyer-Lübke: Gramm. d. Roman. Sprr. II 390ff., 1894. – Miklosich: Vgl. Gr. d. slav. Sprr. II, Stammbildungslehre, 1875/1926. – Renou: Grammaire sanscrite, 1930. – Schwyzer: Griech. Gramm. I 455ff., 1939. – Stolz: Histor. Gr. d. lat. Spr. I 2, Stammbildungslehre, 1895. – Stolz-Leumann: Lat. Gramm. 190ff., 1926. – Vondrák: Vgl. Slav. Gramm. I², 1924. – Whitney: Sanskrit Grammar³, 1896. – Wilmanns: Deutsche Grammatik² II Wortbildung, 1899.

§ 1145 eine kurze Begründung: Nach ihm zerfallen die primären Suffixe hinsichtlich ihrer Bedeutung in zwei Klassen, die eine bezeichnet die Handlung (ist abstrakt, infinitivisch), die andere die Person oder Sache, an der die Handlung erscheint, entweder adjektivisch oder substantivisch (sie ist konkret, partizipial); bei den sekundären Suffixen hat er für die Bedeutungen keine einfache Einteilung.

Das Wesentliche an den Suffixen ist ja nun zweifellos ihre Funktion oder, wie man auch sagt, ihre Bedeutung. Man spricht herkömmlicherweise hierbei etwa von Nomina agentis, Nomina actionis (Verbalabstrakta), Nomina rei actae, Partizipien, Möglichkeitsadjektiven, oder von Deminutiven, Kollektiven, von Adjektivabstrakten, von Adjektiven der Zugehörigkeit, des Stoffes, des Ortes, der Zeit. Wo der Einteilungsgrund die Kennlaute sind, wird doch an irgendeiner Stelle von der Bedeutung allgemein gehandelt, z. B. von Meyer-Lübke 560ff., ganz kurz von Wilmanns 177ff., in Form eines Registers von Schwyzer 543, sehr ausführlich von Brugmann 582–685. – Aber die Funktion der Suffixe schlechthin zum Einteilungsgrund zu machen, hat man sich nur seltener entschlossen. Kluge-Sütterlin gehen für das Germanische diesen Weg und brauchen sieben Gruppen: persönliche Konkreta, Deminutiva, Kollektiva, sachliche Konkreta, Abstraktbildungen, Adjektive, Verbaladjektive, also fünf Substantivgruppen und zwei Adjektivgruppen. Da diese sieben Gruppen einander durchaus gleichgeordnet sind, kann man bei aller Anerkennung für die grundsätzliche Bevorzugung der Suffixfunktion in der Einteilung wohl bei den Adjektiven ein System erkennen, bei den Substantiven aber nur, wenn man die Deminutiva und Kollektiva absondert.

So haben wir also drei Haupteinteilungsprinzipien, ein lautliches, ein morphologisches und ein semasiologisches. Welches der drei man auch an die Spitze stellt, eines der zwei anderen oder auch beide müssen irgendwie subsidiär zur Untereinteilung auch noch herangezogen werden. Das lautliche ist rein äußerlich, das morphologische ist für Form und Funktion wesentlich, aber für sich allein unzureichend, das semasiologische ist von der Funktion der Suffixe aus gefordert, aber es fehlt ihm ein systematischer Aufbau. Und doch möchte man glauben, daß, ganz unabhängig von der Frage der praktischen Verwertbarkeit in historischen Darstellungen, eine systematische Einteilung der offensichtlich klassifikatorischen Funktionen der Suffixe möglich sein sollte, wenn man nämlich von der Voraussetzung ausgeht, daß die Sprache Ausdruck derjenigen Ordnung ist, in welche der Menschengeist die Mannigfaltigkeit der Welt einfängt; denn damit ist die Ausbildung neuer sprachlicher Mittel Ausdruck der Ordnungstätigkeit, durch die er die Mannigfaltigkeit bewältigt und meistert.

Doch bevor wir uns diesem unserem eigentlichen Anliegen einer Systematisierung der Suffixfunktionen zuwenden, sind noch ein paar Voraussetzungen zu klären und Bedenken zu zerstreuen. Ein Suffix, beispielsweise lateinisch *-tōr-*, ist also nicht einfach ein lautliches Gebilde, sondern ein Lautgebilde als Träger

einer Funktion oder Bedeutung, so trägt *-tōr-* die Funktion der Nomina agentis in *victor, rector;* das ist die Entsprechung zur Definition des Wortes: auch dieses ist bestimmt durch die feste Verknüpfung eines Lautklanges mit einer Bedeutung bzw. einem Begriff. Das Wesentliche am Suffix ist seine Funktion; die jeweilige Gestalt des Lautgebildes als Träger der Suffixfunktion ist vom deskriptiven Standpunkt aus ebenso zufällig oder unmotiviert (oder meinetwegen auch willkürlich) wie beim primären Wort die Lautgestalt hinsichtlich seiner Bedeutung; und selbst historische Betrachtung findet dafür selten eine überzeugende Motivierung.

Nun ist aber diese Bedeutung oder, wie ich lieber sage, die Funktion der Suffixe an sich umstritten, und nicht ganz ohne Grund; man kann sie wohl für ein einzelnes Wort recht gut definieren und benennen, wie im Falle *victor*, nicht aber allgemein und damit abstrakt im Hinblick auf sämtliche mit dem Suffix gebildete Wörter. Eine Gesamtbedeutung eines Suffixes, die alle seine Einzelanwendungen zu umspannen versucht, ist, abermals in Entsprechung zu einer umfassenden Wortbedeutung im Hinblick auf seine sämtlichen Verwendungen, meistens so vage und unbestimmt, daß sie für systematische Zwecke wertlos wird. Sprachgeschichtlich beruht diese Unbestimmtheit vielfach darauf, daß infolge von Bedeutungswandel einzelne der Ableitungen aus ihrer Gruppe herausfallen; wenn diese nun auf andere Wörter als scheinbare Grundwörter bezogen werden, was hier «morphologische Umgruppierung» genannt sein soll, so nimmt das Suffix automatisch eine andere Funktion an, und unter Umständen dient dann diese Ableitung als Vorbild für weitere Ableitungen mit dieser neuen Suffixfunktion. Aber bei aller Unbestimmtheit der Gesamtfunktion eines Suffixes ist doch fast immer eine Kernfunktion oder Grundfunktion zu bestimmen; darauf beruhen ja Benennungen wie Nomina agentis für die *tor*-Bildungen oder Adjektivabstrakta bzw. Eigenschaftsabstrakta für *ia*-Bildungen wie *superb-ia;* und nur diese Kernfunktion ist hier wesentlich; meist ist sie übrigens auch historisch die ursprüngliche oder Grundfunktion.

Ein paar typische Fälle solcher Verwicklungen seien erwähnt. Ein Suffix ist sowohl deverbativ als denominativ; bei der so gegebenen verschiedenen Wortart des Grundwortes (Verbum und Substantiv) müssen die lautlich gleichen Suffixe notwendigerweise verschiedene Funktion haben, so *-tus* in *ama-tus* «geliebt» und in *ansa-tus* «mit Henkel versehen», *sceles-tus* «verbrecherisch», oder *-tōr-* in *geni-tor* «Erzeuger» und in *sena-tor* «Angehöriger des Senates», *vini-tor* «Winzer». Für die Beschreibung handelt es sich hier um zwei verschiedene, nur lautgleiche (homonyme) Suffixe; und dafür ist die Beantwortung der rein sprachhistorischen Frage belanglos, ob die Homonymität auf sekundärer Spaltung eines einzigen Ursprungssuffixes durch morphologische Umgruppierung beruht, oder ob zwei von Ursprung verschiedene Suffixe zufällig gleiche Lautgestalt haben bzw. durch Lautwandel lautlich zusammengefallen sind. Als einfaches Beispiel einer sekundären Spaltung durch morphologische Umgruppierung mag *(corona) ovalis* genannt sein, eine Ableitung mit ungewöhnlichem deverbativem *-ālis* von *ovare* «den kleinen Triumph feiern»; sein Vorbild ist zweifellos *(corona) triumphalis*, eine Ableitung von *trium-*

phus mit dem sehr häufigen denominativen *-ālis*, die durch sekundäre Beziehung auf *triumphare* als vermeintliches Grundwort die deverbative Verwendung in *ovalis* ermöglichte (vgl. Stolz-Leumann 195). – Zu den Suffixbildungen gehören im weiteren Sinne auch die «Wurzelnomina», der Gebrauch von Verbalwurzeln ohne Suffix als Nomen (mit Suffix Null, wie die französische Sprachwissenschaft sagt), etwa als Nomen agentis *dux* «Führer» neben *dūcere*, als Verbalabstraktum *lūx* «Licht» neben *lūcēre* und seinen Verwandten. Als Sonderfall verdienen Beachtung die retrograden Ableitungen oder Rückbildungen, unter denen die besonders in den romanischen Sprachen reich entwickelten «Postverbalia» die bekanntesten sind, so lateinisch *pugna* aus *pugnare* (einer Ableitung von *pugnus* «Faust») etwa nach dem Verhältnis von *cenare* zu seinem Grundwort *cena*, auch *lucta* (französisch *la lutte*) aus *luctari*, oder französisch *appel* aus *appeler* lateinisch *appellare*, italienisch *accusa* aus *accusare* (Meyer-Lübke 442ff.). Für historische Betrachtung ist dieses umgekehrte Ableitungsverhältnis sehr wesentlich; zur Beschreibung eines Sprachzustandes trägt es wenig bei, weil dem Sprecher sich dabei doch sehr bald das normale Ableitungsverhältnis substituiert: der Römer empfand sicher *pugnare* als Ableitung von *pugna*, nicht umgekehrt.

Historische Entstehung und tatsächliche Geltung im Sprachgefühl werden also in vielen Fällen einander widersprechen. Das führt uns auf eine allgemeine Schwierigkeit bei den historischen Grammatiken. Für die systematische Ordnung dürfte im strengen Sinne ein zu untersuchender Sprachzustand nur auf einen festen Zeitpunkt oder einen einzigen Schriftsteller bezogen sein, etwa auf das klassische Latein oder auf Cicero. Bei den historischen Grammatiken aber geht das Bedürfnis nach einer Funktionssystematik der Suffixe auf eine Sprache in ihrem ganzen Umfang und mit allen ihren sozialen Schichtungen, also hier auf das gesamte Latein von 200 v. Chr. bis 600 n. Chr. Theoretisch ist dieser Widerstreit unüberbrückbar, und praktisch ist er nur durch Vermittlungslösungen zu beheben. Auch die Suffixe haben ihre Geschichte; zu bestimmten Zeiten sind sie am Aufkommen, später sieht man manche von ihnen produktiv (expansiv, exkursiv) werden, schließlich sterben sie aus, und ihre letzten Ableitungen bestehen nur noch wie Versteinerungen; aber nur in wenigen Fällen deckt sich eine solche Entwicklung zeitlich mit den für uns überblickbaren acht Jahrhunderten des Lateins. Auch die erst aufkommenden und die schon versteinerten Suffixe kann eine systematische Behandlung nicht ganz beiseitelassen; aber solche Entwicklungszustände lassen sich überhaupt nur mit historischer Betrachtung erfassen. Eine systematische Darstellung kann also historische Überlegungen und Erläuterungen nicht ganz vermeiden; aber selbst mit solchen systemfremden Ergänzungen muß sie von der tatsächlichen Mannigfaltigkeit individueller Entfaltungen sehr vieles beiseitelassen. Die Einordnung in ein System bewirkt, daß alles Individuelle vernachlässigt wird, beispielshalber der letztlich an der Suffixherkunft hängende Bedeutungs- oder Anwendungsunterschied von *pater-nus* und *patr-ius* (die historische Erklärung gab J. Wackernagel, Festg. A. Kaegi 41ff.). Denn das

System einer Sprache ist nicht vorausgeplant, sondern sein ständiger Ausbau und Umbau ist von augenblicklichen Bedürfnissen bestimmt und erfolgt jeweils auch nur bis zur Erfüllung des Bedürfnisses, niemals bis zur letzten Konsequenz; und die einzelnen Ausbauvorgänge an den verschiedenen Stellen sind daher nicht koordiniert oder von einer zentralen Ordnungsidee geleitet. Wer daraus die Folgerung ziehen wollte, eine gegebene mehr oder weniger unsystematische Ordnung der Sprache dürfe überhaupt nicht einer rein systematischen Betrachtung unterzogen werden, wäre schwer zu widerlegen; das Ergebnis allein kann den Versuch rechtfertigen.

Mit dieser Anerkennung, daß die sprachlichen Ausdrucksmittel nicht von sich aus systematisch ausgebildet sind, ist auch die erste Begründung dafür gegeben, daß den primären Ausgangspunkt für die Anordnung der Suffixfunktionen die tatsächlich bestehenden Suffixe bilden müssen und nicht etwa die logischen oder psychologischen Kategorien eines philosophischen Systems zugrunde gelegt werden dürfen. Ein Vergleich der sprachlich entfalteten mit den logischen Kategorien mag zu den Aufgaben der Sprachphilosophie gehören, sicher überschreitet er den Bereich der Sprachwissenschaft.

Der zweite Grund, nicht von den Denkkategorien, sondern von den Suffixen auszugehen, liegt für den Sprachforscher darin, daß die Wortbildung durch Suffixe nur eine von den Möglichkeiten sprachlichen Ausdrucks ist neben manchen anderen inhaltlich gleichwertigen. Die Konkurrenz von Zugehörigkeitsadjektiv und Genetiv oder Komposition im Falle *väterliches Haus* und *des Vaters Haus* bzw. *Vaterhaus* ist für manche Sprachen bekannt, unter anderem durch Wackernagels Aufsatz «Genetiv und Adjektiv» in den Mélanges F. de Saussure 123–152; die Berührung zwischen zweitem Kompositionsglied und Suffix mag selbst auf sekundärer Spaltung beruhen: einzelne deutsche Suffixe wie *-heit* und *-tum* oder *-lich* (*Weis-heit, Reich-tum, weib-lich*) sind sprachgeschichtlich umgewertete zweite Kompositionsglieder; manche Sprachforscher möchten daraufhin sogar allen Suffixen einen solchen Ursprung zuschreiben. Die Steigerung der Adjektive wird teils «synthetisch» mit Suffixen gebildet wie im Griechischen, Lateinischen und Deutschen, teils «analytisch» wie im Romanischen (französisch *plus grand, le plus grand*); Nuancen des Elativs können im Latein statt durch *longior* «ziemlich lang» und *longissimus* «sehr lang» auch durch *per-longus* oder durch Umschreibungen wie *sane longus* oder *valde longus* ausgedrückt werden. Während im Latein die Restriktion einer Farbeneigenschaft durch präfigiertes *sub-* in *sub-niger, sub-rufus* bezeichnet wird, dient dem gleichen Zweck im Deutschen ein Suffix, nämlich *-lich* in *schwärz-lich, röt-lich.* Den suffixal abgeleiteten Kausativen und Inchoativen anderer Sprachen entsprechen im Latein teilweise verbale Komposita wie *ferve-facere* und *ferve-fieri* (letzteres neben suffixalem *ferve-scere*). Desiderativa gehören nur in wenigen Sprachen zum festen Bestand, so im Sanskrit der Typus *pipāsati, īpsati* zu Wz. *pā* «trinken», *āp* «erlangen»; im Griechischen und Lateinischen sind sie nur im Ansatz vorhanden in den Typen griechisch *γελασείω*, lateinisch *im-*

petrassere, canturire; andere Sprachen helfen sich mit Umschreibungen. In den semitischen Sprachen ist die nominale Stammbildung geringer entwickelt als die verbale sog. Stammbildung; dabei sind neben wenigen Suffixen aber auch Prä- und Infixe und andere lautliche Mittel, wie Vokaldehnung, Konsonantendehnung und Konsonantenwiederholung verwendet; andrerseits benutzen diese Sprachen statt der Possessivpronomina und der obliquen Kasus der Personalpronomina unflektierbare, an Flexionsformen antretende sog. Personalsuffixe. In der folgenden Darstellung wird hin und wieder auf solche nichtsuffixale Ausdrucksmöglichkeiten des Lateins und auf Suffixfunktionen anderer Sprachen hingewiesen werden; so wird es möglich sein, diejenigen Beziehungen zu erfassen, zu deren Ausdruck Suffixe besonders geeignet schienen.

Nach diesen Vorbereitungen kehren wir zum Hauptthema zurück. Offenbar steht eine Einteilung der Suffixe nach ihrer Funktion irgendwie in Abhängigkeit von der morphologischen Einteilung in denominative und deverbative Bildungen; ein Nomen agentis beispielsweise kann seinem Wesen nach nur von einer Handlungsbezeichnung, also einem Verbum, abgeleitet sein. So empfiehlt es sich doch, zur Aufstellung eines Systems der Suffixe hinsichtlich ihrer Funktionen nicht von diesen Funktionen unmittelbar auszugehen, sondern von den morphologischen Grundlagen und Grundvorgängen, die die gesamten Wortbildungen bestimmen, nicht nur soweit sie Suffixableitungen sind. Diese Grundlagen sind höchst einfach und durchsichtig. Alle Ableitung erfolgt nach einem gegebenen Vorbild, *ferr-eus* «eisern» wurde von *ferrum* abgeleitet nach einem Vorbild wie *aur-eus* «golden» neben *aurum*. Die Ableitung ergibt sich als Vereinigung aus einem Grundwort und einem Ableitungssuffix, letzteres ist von an sich beliebiger, aber durch das Vorbild bestimmter Lautform und gleicherweise bestimmter Funktion; das Grundwort, etwa *ferrum miles*, erscheint für Ableitungszwecke, etwa für *ferr-eus milit-ia milit-aris*, in der sog. Stammform, also in der aus Genetiv *ferr-i milit-is* zu gewinnenden Form *ferr- milit-*.

Als Grundwörter kommen theoretisch Wörter aller Wortarten in Frage, also aller zehn Wortarten in den uns geläufigen Sprachen. Wir beschränken uns hier auf die drei bei weitem wichtigsten Wortarten Substantiv, Adjektiv (einschließlich Partizipium) und Verbum. Die vermittels der Suffixe gebildeten Ableitungen andrerseits fallen ebenfalls unter eine der zehn gegebenen bzw. der drei wichtigsten Wortarten. Das ergibt ein sehr einfaches, zunächst noch rein formales Schema von neun Feldern; zur Verdeutlichung erhält vorläufig jedes Feld ein einziges ohne Erklärung einleuchtendes Beispiel; und diese versehe ich mit Signaturen, indem ich durch kleine s a v die Grundwörter als Substantive, Adjektive oder Verben bezeichne, und durch große S A V die Suffixe, vermittels deren Substantive, Adjektive und Verben gebildet werden; so hat jede einfache Ableitung eine Signatur der Form sA (von Substantiv abgeleitetes Adjektiv) oder vS (von Verb abgeleitetes Substantiv).

Grundwörter		Ableitungssuffixe zur Bildung von Substantiv S	Adjektiv A	Verb V
	Substantiv *dōs* s	I: sS *dōt-icula*	II: sA *dōt-ālis*	III: sV *dōt-āre*
	Adjektiv *novus* a	IV: aS *novi-tās*	V: aA *nov-īcius*	VI: aV *nov-āre*
	Verb *calēre* v	VII: vS *cal-or*	VIII: vA *cal-idus*	IX: vV *calē-scere*

Nunmehr ist die Aufgabe, in diese neun Felder einerseits die sämtlichen Suffixe nach ihrer morphologischen Verwendung und andrerseits für deren Funktion die Ableitungsbezeichnungen wie Nomen agentis einzutragen. Beim Versuch ergibt sich sehr bald, daß die rein morphologische Neunfelderteilung selbst für eine grobe semasiologische Anordnung nicht genügt, und zwar deswegen, weil die Wortarten der Substantive, Adjektive und Verben komplexe Gruppen sind. Für die Eingliederung der Suffixe in die Felder will ich nicht der Zahlenreihe der Felder folgen; vielmehr werden zunächst auf Grund eines besonderen Merkmals die Felder I, V, IX der einen Diagonale zusammengefaßt; dann folgen die hinteren und unteren Randfelder, in denen das Verbum als Ergebnis oder als Grundwort mitbeteiligt ist, also III, VI, IX und VII, VIII, IX; den Schluß bilden die nur mit Substantiv und Adjektiv bestimmten Felder, also nochmals I und V sowie II und IV. Bei diesem scheinbar etwas gewundenen Gang der Untersuchung lösen sich verschiedene Schwierigkeiten ziemlich mühelos.

Begonnen sei also mit den in einer Diagonale stehenden Ableitungen, die in der Wortart des Grundwortes verbleiben: Substantiv von Substantiv sS, Adjektiv von Adjektiv aA, Verb von Verb vV; ihrer Bedeutung nach sollen die hierbei vorauszunehmenden Bildungen generell bezeichnet sein als Variationen, also in I Substantivvariationen, in V Adjektivvariationen, in IX Verbvariationen.

Feld I: Substantivvariationen sS

1. Deminutiva auf *-ulus -a -um* (*-iolus -eolus*), *-culus -a -um*, *-ellus -a -um*, *-cellus -a -um: reg-ulus fili-olus flos-culus agn-ellus domi-cella.*
2. Hypokoristika usw., die unter 1 genannten Typen.
3. Augmentativa, fehlen im Latein; vgl. italienisch *-one* (aus lateinisch *-ō, -ōnis*): *cavallone* «großes Pferd» zu *cavallo* (lateinisch *caballus*) «Pferd», Meyer-Lübke 498.
4. Peiorativa (Depretiativa, Deteriorativa) auf *-astro-: parasit-aster*, romanisch *fili-aster* «Stiefsohn». Vgl. italienisch *-accio -accia* (aus lateinisch *-āceus*): *acquaccia* «schlechtes Wasser» zu *acqua* «Wasser», Meyer-Lübke 458.

5. Motionsfeminina auf *-īx: auctor auctrix;* auf *-īna: reg-ina gall-ina;* ferner aber *deus dea, socer socr-us -ūs, nepos nept-is, avus av-ia, puer puella, flamen flamin-ica, haedus haed-ilia, abbas abbat-issa.*
6. Kollektiva, im Latein nur schwache Ansätze: *-tum -ētum* für Pflanzen: *arbus-tum arbor-etum* (wo man auch von Nomina loci sprechen könnte); *-ēla: client-ela parent-ela; -ātus -ūs:* zu plur. *senes equites sen-atus equit-atus.* – Vgl. im Deutschen *-icht: Röhr-icht;* ferner zugleich mit Präfix germ. *ga-* und mit Suffix idg. *-iom* und demgemäß mit Umlaut: *Stein Gestein,* ähnlich *Gehäuse Gemäuer Gebirge, Getier Gevögel, Geläut Geschrei, Feder Gefieder, Mus Gemüse.*

Feld V: Adjektivvariationen aA

1. Deminutiva: *aure-olus bland-ulus* (selten).
2. Restriktiva: *grand-iusculus.*
3. Peiorativa auf *-astro-* (wie beim Subst., selten): *calv-aster surd-aster.*
4. Komparative und Superlative: *long-ior long-issimus.*
5. Dieselben Formen als Elative gebraucht. Statt dessen mit Präfix: *per-longus, prae-durus* (selten).
6. Variationen von Part. perf. pass. auf *-īvus -īcius -ilis; empt-ivus capt-ivus nat-ivus; empt-īcius dēdit-īcius miss-īcius* (meist juristische Termini); *text-ilis fict-ilis* (meist Handwerksausdrücke).

Feld IX: Verbvariationen vV

1. Iterativ-Intensiva auf *-(i)tāre: cantare rogitare* zu *canere rogare;* auf *-āre: occupare* zu *capere;* auf *-icāre: vellicare fodicare* zu *vellere fodere,* Part. *candicans.*
2. Deminutiva auf *-ulāre* im Romanischen (Meyer-Lübke § 584): *misculare* französisch *mêler* zu *miscere, tremulare* [abgeleitet von *tremulus*] französisch *trembler* zu *tremere, iaculari* [abgeleitet von *iaculum*] zu *iacere.*
3. Inchoativa (Verba des allmählichen Übergangs in einen Zustand, von Zustandsverben) auf *-ē-scere: fervescere* von *fervere* (ähnlich durch Komposition: *ferve-fieri*).
4. Desiderativa (nur im Ansatz vorhanden); auf *-(ā)ssere* im Altlatein: *impetrassere* von *impetrare;* auf *-turīre: parturire canturire empturire esurire* von *parere canere emere edere.*

Aus der Aufzählung wird deutlich geworden sein, was unter dem Ausdruck Variationen verstanden werden soll: die Ableitung bezeichnet den gleichen Begriff wie das Grundwort, nur in irgendwie gesteigertem oder abgeschwächtem, erweitertem oder verengertem Sinne, unter Umständen mit Gefühlsbetonung; Meyer-Lübke 560 spricht von Wertveränderung, um Deminutiva, Augmentativa und Peiorativa zusammenzufassen. Dadurch daß die Ableitungen hier den gleichen Begriff wie das Grundwort bezeichnen, unterscheiden sich die Variationen von allen anderen Suffixbildungen. Doch sind mit ihnen noch nicht alle Möglichkeiten von sS und vV erfaßt, weshalb die Felder I und IX in anderem Zusammenhang nochmals berührt werden müssen.

Es sind nun die abgeleiteten Verben zu ordnen, also der Inhalt für die Felder IX vV, VI aV und III sV. Ein anderes Bedeutungsverhältnis als bei den Variationen des Feldes IX besteht zwischen einfachem Verbum und Kausativum bzw. Faktitivum «bewirken daß, machen lassen»; hier wird das Subjekt der einfachen Verbalhandlung des Grundwortes zum Objekt der Ableitung. Im Griechischen und Lateinischen ist kausativer Gebrauch in Ableitungen nicht lebendig; das Verhältnis von *fugere* und *fugare* ist ein Zufall und ohne Folgen geblieben, sprachgeschichtlich ist *fugare* Ableitung von *fuga*, nicht von *fugere;* durch Verbalkomposition kommt das Verhältnis zum Ausdruck im Verhältnis von *fervēre* zu *fervē-facere*. Systematisch ausgebildet ist ein Kausativum beispielsweise im Semitischen durch Präfixe (arabisch *'a-qtala* zu *qatala* «töten», hebräisch *hi-qṭīl* zu *qāṭal* «töten», assyrisch *šu-brū* «zeigen» zu *barū* «schauen»), ferner innerhalb des Indogermanischen im Sanskrit (mit Suffix *-áya-*) und im älteren Germanischen (mit Suffix *-ja-* und *a*-Vokal des Stammes, woraus als Versteinerungen nhd. mit Umlaut und schwacher Flexion: *tränken* zu *trinken*, *senken* zu *sinken*, *setzen* zu *sitzen*, *wenden* zu *winden*, auch *hängen* zu *hangen*).

Dieses Bedeutungsverhältnis ist aber nur ein Sonderfall einer viel weiter reichenden Zweiteilung von Verbalbedeutungen, die meist durch andere Mittel ausgedrückt ist; ich nenne das Verhältnis von *candēre iacēre* und (*in- ac-*)*cendere iacere*, von *vehi erumpi verti* und *vehere erumpere vertere*, von intransitivem und transitivem Gebrauch bei nhd. *fahren*, von Reflexivum und einfachem Verbum in nhd. *sich drehen*, *sich lösen*, *sich finden* und *drehen*, *lösen*, *finden* (dem Verbum *senken* stehen *sinken* und *sich senken* gleichwertig gegenüber im Falle *der See ist gesunken* und *der See hat sich gesenkt*), selbst von Passivum und Aktivum, da das Reflexivum in vielen romanischen, germanischen, slawischen Sprachen die Funktion des Passivs angenommen hat. Der Sprachhistoriker hätte zu allen diesen Erscheinungen viele Bemerkungen zu machen, aber für die systematische Betrachtung brächte das nur Verwicklungen. An dieser Stelle ist einzig wichtig, daß alle diese Gegensätze bei weitester Fassung unter das Gegensatzpaar «Zustandsverben und Tatverben» aufgereiht werden können. Wir zerlegen also die Kategorie Verbum in allen Feldern in zwei Gruppen, die in der einen oder anderen Form diesem Gegensatz Rechnung tragen; der Sprachphilosophie und der allgemeinen Sprachwissenschaft sind diese Gegensätze in noch weiterem Umfang vertraut.

Tatsächlich erweist sich die Scheidung als unentbehrlich an allen den Stellen, an denen das Verbum mitbeteiligt ist, sei es als Grundwort in den später zu behandelnden Feldern VII und VIII, oder als Ergebnis der Ableitung in den Feldern III und VI, wo nun die Funktionen der denominativen Verben festzulegen sind. Eine Ableitung kann (vgl. Schwyzer 730) entweder bedeuten «etwas sein» (*saevus* «wild», *saevire* «wild sein») oder «zu etwas machen» (*sanus* «heil», *sanare* «heilen»); das ist also der Gegensatz von Zustandsverben und Tatverben; nur bei Ableitungen von Substantiven ist noch eine dritte Bedeutung stärker ausgebildet, die der sog. Instrumentativa «etwas machen mit», etwa *armare* «bewaffnen» von *arma*

«Waffen» oder nhd. *köpfen* von *Kopf* (die sprachhistorische Frage, ob *armare* als Rückbildung aus *armatus* «mit Waffen versehen» entstanden ist, hat für die Funktionsbestimmung keine Bedeutung). – Die Besonderheit des Lateinischen, daß denominative Verben oft deponentiale Flexion haben (*arbitrari* «arbiter sein», *proeliari* «proelium machen»), kann hier nur als Tatsache vermerkt werden; sprachgeschichtlich hat sie verschiedene, meist am alten Medium hängende Ursprünge.

Mit dieser Scheidung in Zustandsverben und Tatverben erhalten in größerer Ausführlichkeit die Felder III, VI und IX die folgende Besetzung.

Feld III: Von Substantiven abgeleitete Verben sV

A. Zustandsverben, von Personenbezeichnungen.
   1. *-āre: iudicare militare ministrare remigare.*
   2. *-īre: servire.*
   3. *-āvī: arbitrari auspicari augurari bacchari famulari moechari opitulari philosophari.*

B. Tätigkeitsverben, meist von Abstrakta im weitesten Sinne.
   1. *-āre: bellare cenare damnare donare formare fugare fulgurare fumare lacrimare laudare nominare numerare ordinare regnare salutare sibilare somniare sperare stillare verberare vindemiare vitiare vulnerare.*
   2. *-ere: metuere statuere.*
   3. *-īre: bullire finire munire (moenia) punire (poena) sitire vestire.*
   4. *-ārī: auxiliari epulari fabulari gloriari insidiari lucrari negotiari nugari operari osculari praedari precari proeliari rixari.*
   5. *-īrī: partiri sortiri.*

C. Instrumentativa, von Dingwörtern.
   1. *-āre: armare calcare stimulare velare;* griechisch στεφανόω.
   2. *-ārī: iaculari mercari piscari.*

Feld VI: Von Adjektiven abgeleitete Verben aV

A. Zustandsverben, von Personaladjektiven.
   1. *-āre: discordare superare vigilare.*
   2. *-ēre: albere.*
   3. *-īre: saevire lippire.*
   4. *-īrī: blandiri largiri.*

B. Tätigkeitsverben, besonders von Dingadjektiven.
   1. *-āre: albare celebrare duplicare liberare maturare novare orbare probare publicare sacrare saturare.*
   2. *-īre: mollire stabilire.*

Feld IX: Von Verben abgeleitete Verben vV

A. Verbvariationen (siehe oben).
   1. Iterativa-Intensiva: *cantare rogitare. – occupare.*

2. Deminutiva: romanisch *tremulare.*
3. Inchoativa, von Zustandsverben: *fervescere.*
4. Desiderativa, von Tatverben: *impetrassere. – canturire.*

B. Kausativa (Faktitiva): nhd. *senken legen;* vgl. lateinische Verbalkomposita wie *ferve-facere.*

Nunmehr sind zu betrachten die «Deverbativa» der Felder VII und VIII, d. h. die von Verben abgeleiteten Nomina vS und vA. Die hierbei zu den Adjektiven gehörigen Partizipien und Verbaladjektiva machen es deutlich, daß in diesem Bereich der Gegensatz aktiv–passiv eine wesentliche Rolle spielt. Bei den Substantiven spricht man, wenn «aktive» subjektbetonende Bedeutung empfunden wird, von Nomina agentis, bei «passiver» objektbezogener Bedeutung von Nomina rei actae; von Verbalabstrakten redet man dann, wenn der Gegensatz aktiv–passiv irrelevant ist, d. h. nur aus dem Satzzusammenhang festgelegt wird; beim Infinitiv verhalten sich die Sprachen verschieden, teils ist er indifferent (was seinem Ursprung aus Verbalabstrakten entspricht), so im Sanskrit, teils ist er genusdifferenziert und auch tempusdifferenziert wie im Griechischen, Lateinischen und Deutschen. Fürs Latein ergibt die Einordnung die folgende Liste.

Feld VII: Von Verben abgeleitete Substantive vS

A. Verbalabstrakta, genusindifferent, wenn auch vorwiegend aktiv gebraucht, so natürlich immer bei Intransitiven. *-ti-* (veraltet): *mors. – -tiōn-: actio. – -tu-: cantus. – -tūra: cultura. – -ēla* (selten): *loquela querela. – -ium: imperium latrocinium. – -iēs* (veraltet): *speciēs. – -or -ōris* (fast nur bei Zustandsverben auf *-ēre*): *candor timor. – -us -eris* (veraltet): *genus.* – Dazu: Retrograde Postverbalia: *pugna computus,* im Romanischen viel häufiger.

B. Nomina instrumenti und Nomina loci, genusindifferent. *-trum: aratrum* «Pflug», *mulctrum* «Melkeimer». – *-culum: gubernaculum* «Steuerruder», *vehiculum* «Fahrzeug», *cubiculum* «Schlafgemach». – *-crum: sepulcrum* «Grabstätte». – *-bulum: vocabulum* «Wort», *stabulum* «Stall». – *-brum -bra: lavabrum* «Badewanne», *dolabra* «Spitzhacke».

C. Nomina rei actae, passiv bei Transitiven. *-men, -mentum: semen carmen* (*canere*) *vimen; stramentum fundamentum testamentum vestimentum;* von Intransitiven *certamen flumen fulmen. – -iōn-: legio regio*

D. Infinitive, genusdefinit: *amare, amari* und ~~*agere*~~, *agi; amavisse, amatum esse; amaturum esse, amatum iri.* – Gerundium, genusindifferent (aktiv): *amandi.*

E. Gänzlich anderer Art sind die substantivischen Nomina agentis (aktiv); ich ordne sie vorläufig bei den Adjektiven ein; tatsächlich werden sie ja vielfach als Apposition, d. h. quasi-adjektivisch verwendet: *exercitus victor* (Hofmann, Lat. Synt. 458), ebenso griechisch homer. *ἡγήτορες ἄνδρες, ἄνδρες ἐπακτῆρες, ἄνδρας θηρητῆρας,* übrigens auch *τέκτονες ἄνδρες, ἄνδρες χαλκῆες.*

Feld VIII: Von Verben abgeleitete Adjektive vA

A. Aktive Partizipien und ihnen ähnliche Verbaladjektive.
   1. Part. praes. *-nt-: amant-*. Part. fut. *-tūrus: amaturus.*
   2. Verbaladjektive. *-āc-: bibax.* – *-ulus: gerulus.* – *-bundus: cassabundus ludibundus ridibundus.* – *-cundus* (selten): *facundus.* – *-idus* neben *-ēre* (von Zustandsverben): *calidus languidus nitidus timidus.*
   3. Gleichartig, aber substantivisch sind die Nomina agentis auf *-tōr-: amator*, und die freilich selteneren individualisierenden Nomina personalia auf *-ōn-: edo bibo -onis.*

B. Passive Partizipien und Verbaladjektive.
   1. Part. perf. pass. *-tus: amatus.*
   2. Gerundivum bzw. Part. necessitatis *-ndus: amandus.*
   3. Adjektiv der passiven Möglichkeit bzw. Part. fut. pass. *-bilis: amabilis laudabilis.* – *-ilis* (selten): *facilis habilis.*
   4. Sonstige. *-uus: praecipuus; irriguus ager, caedua silva.* – *-āneus: vinum praeliganeum.* – *-ro-* (selten): *integer* «unberührt» zu *tangere, piger.* – *-no-* (selten): *plenus.*

C. Instrumental-lokale Verbaladjektive auf *-tōrius: taberna deversoria, vestimenta cubitoria, unctiones sudatoriae;* im Deutschen verwendet man Komposita: *Absteige-quartier, Schlaf-gewand.* – Vielleicht hierher auch *-uus: pascuus ager, pascua.*

Hiermit sind alle Ableitungen geordnet, die mit dem Verbum in Verbindung stehen. Und es befinden sich darunter zahlreiche, die man eigentlich nicht bei der Wortbildung unterzubringen pflegt, einerseits die sämtlichen abgeleiteten Verben (sV, aV, vV), die man üblicherweise der Stammbildung des Verbums zuteilt, andrerseits die infiniten Formen des Verbums, die man der Formenlehre zuweist, weil sie virtuell von jedem Verbum gebildet werden können, während die Verbaladjektive nur auf Grund tatsächlicher Bezeugung anerkannt werden, weshalb sie auch in den Wörterbüchern gesondert aufgeführt sind. Die Wichtigkeit der Verbalsubstantiva und Verbaladjektiva rechtfertigt es jedoch, die Infinitive und Partizipien ihnen unterzuordnen.

Als Letztes bleiben noch zu behandeln die denominativen Nomina, d. h. die Gruppen der von Substantiven und Adjektiven abgeleiteten Substantive und Adjektive, die als sS, sA und aS, aA in die Felder I, II und IV, V gehören. Von diesen sind die Substantivvariationen und Adjektivvariationen der Felder I und V bereits früher besprochen. Während das Feld V darüber hinaus keinen nennenswerten Zuwachs mehr erhält, sind in Feld I den Substantivvariationen noch wesensandere Ableitungen beizugesellen. Als kennzeichnend seien genannt einerseits die Nominalabstrakta von Personenbezeichnungen wie *milit-ia* oder *matrimonium* und ähnliche Konkreta wie *conviv-ium artific-ium*, andrerseits die Nomina

personalia (Personenbezeichnungen) auf *-ō -ōnis* von Dingwörtern wie *aleo* «Würfelspieler» *restio* «Seiler» von *alea restis*, oder auch *dominus* von *domus*, *tribunus* von *tribus*. Da hier der Begriff «Personenbezeichnung» im ersteren Fall für das Grundwort, im zweiten für die Ableitung sich als unentbehrlich erweist, so ist offenbar auch in der Kategorie Substantiv eine gewisse Unterteilung nicht zu umgehen; schon die obigen Beispiele machen mindestens eine Zerlegung in Personenbezeichnungen, Dingbezeichnungen und Nominalabstrakta erforderlich, wie sie übrigens auch oben bei den abgeleiteten Verben wenigstens implicite vor ausgesetzt wurde; es sei als Parallele erwähnt, daß unter den Verbalableitungen entsprechende Gebilde eigens benannt sind, nämlich als Nomina agentis, Nomina rei actae und Verbalabstrakta. Als Dingbezeichnungen von Dingbezeichnungen, die nicht Variationen sind, erweisen sich etwa *aer-arium* «Schatzkammer», *granarium* «Kornspeicher»; man kann sie als Nomina loci oder als Behälterbezeichnungen benennen. Auf weitere Unterteilungen wird hier verzichtet, natürlich bilden für bestimmte Ableitungen, ganz abgesehen von den Personennamen, auch etwa die Tiernamen, Pflanzennamen und Stoffbezeichnungen eigene Gruppen; andrerseits wird schon durch die Dreiteilung gelegentlich Zusammengehöriges auseinandergerissen, denn auch eine Person kann als Ding betrachtet und ein Ding «personifiziert» werden.

Man könnte zur Erfassung aller Möglichkeiten das Feld I in dreimal drei Unterfelder zerlegen, indem man die drei Arten von Substantiven sowohl als Grundwörter wie als Ableitungen ansetzt. Tatsächlich sind aber nicht alle sprachlich vorhanden; so zähle ich die bemerkenswerten einfach auf.

Feld I: Von Substantiven abgeleitete Substantiva sS

A. Substantivvariationen (siehe oben).
   1. Deminutiva.
   2. Hypokoristika.
   3. Augmentativa.
   4. Peiorativa.
   5. Motionsfeminina.
   6. Kollektiva.

B. Ableitungen von Personennamen, die selber wieder Personen bezeichnen, können nur dem Ausdruck von familiären oder sozialen Verhältnissen dienen. Patronymika griechisch *-ίδης -ίων -ιος* in homer. *Πηλε-ίδης Πηλε-ίων Τελαμών-ιος ‹Αΐας›*; im Latein nur hinter Cognomina *-īnus -illa* und einige weitere. – Lateinisch *-ānus* hinter Gentilnamen für Adoptionscognomina (*Octavianus Aemilianus*), für Muttercognomina (*Vespasianus* Sohn einer *Vespasia*), bei Sklaven für Vorbesitzercognomina vom Namen des ehemaligen Herrn, weiter für Parteigänger (*Pompeiani*) und ebenso *-iānus* von Cognomina (*Caesariani*). – Patronymika auf *-ius* werden als Gentilizia verwendet. – Einige Hinweise siehe Festschrift J. Jud (Romanica Helvetica Bd. 20), 150–172.

C. Dingbezeichnungen von Personenbezeichnungen auf *-ia: reg-ia* «Königsburg»; *German-ia Gall-ia.*

D. Abstrakta von Personenbezeichnungen. *-ia: milit-ia.* – *-īna* von Berufsbezeichnungen: *medic-ina doctr-ina.* – *-tūt-: vir-tus iuven-tus.* – *-ātus -ūs: princip-atus.*

E. Personenbezeichnungen von Dingbezeichnungen: *-ō -ōnis: aleo restio curio praedo.* – Ferner etwa: *dominus* von *domus, balne-arius* von *balneum, vini-tor* von *vinum.*

F. Dasselbe von Abstrakten. *-iō -iōnis: lud-io lucr-io.*

G. Nomina loci von Personenbezeichnungen. *-īna: figlina aurifodina.* Von Dingbezeichnungen. *-ārium: aerarium granarium.*

Bei Betrachtung der Ableitungen für die Felder II und IV wird man zunächst auf die Vermutung geführt, die Scheidung der «Nomina» in Substantiva und Adjektiva sei nicht für alle Suffixbildungen berechtigt. Formal identische und semasiologisch zum mindesten recht ähnliche Ableitungen erfolgen oft von Substantiven wie von Adjektiven: *matri-monium* und *tristi-monium, custod-ia* und *superb-ia, puer-itia amic-itia* und *stult-itia saev-itia, civi-tas* und *digni-tas,* wo die Grundwörter übrigens immer Bezeichnungen von Personen sind, also auch die Adjektiva. Ein Hauptgrund für diese Durchbrechung der reinen Ordnung ist natürlich darin zu sehen, daß Adjektiva sehr leicht substantiviert werden; eine Adjektivableitung *avar-itia* von *avarus* «geizig» kann dem veränderten Sprachgefühl als Substantivableitung von *avarus* «Geizhals» erscheinen und damit Vorbild für Substantivableitungen werden; auch stehen manche Substantive auf Grund bevorzugter appositioneller Verwendung den Adjektiven recht nahe, wie oben für die Nomina agentis auf *-tōr-* erwähnt wurde. Aber solcher Funktionswandel vom Adjektiv zum Substantiv ist wie jeder Bedeutungswandel wiederum eine Angelegenheit der Sprachgeschichte und muß als solche hier außer Betracht bleiben. – Übrigens sind umgekehrt auch unter den Adjektivsuffixen manche in gewissem Umfang zu fester Substantivierung gelangt und damit verselbständigt, so die kurz zuvor unter I D, E und G genannten *-īna -ārius* und *-ārium,* oder *-īna* von Tiernamen als Bezeichnung des eßbaren Fleisches, etwa *porc-ina vitul-ina.*

Wichtiger ist eine andere Folgerung aus den Parallelableitungen von Substantiven und Adjektiven. Der Gegensatz von Personenbezeichnungen und Dingbezeichnungen bei den Substantiven hat auch bei den Adjektiven eine Entsprechung; bestimmte Eigenschaften sind nur an Personen und ihren Handlungen beobachtbar, die entsprechenden Adjektiva finden demgemäß in erster Linie Anwendung auf Personen und allenfalls auf Handlungsabstrakta; das sind also Charaktereigenschaften, Gemütsstimmungen, Gefühlsstärken wie «tapfer, edel, bescheiden, zufrieden, faul, zornig, taub, blind»; ich will sie «Personaladjektive» nennen. Andere, mehr dingliche Eigenschaften hängen an der körperlichen Gestalt und sind danach auf Sachen anwendbar, auf Personen nur, soweit sie als rein körperlich oder dinglich angeschaut werden: das sind die rein durch die fünf Sinne zu erfassenden Eigenschaften, also Maß-, Farb-, Qualitäts- und Lage-Adjektive

«groß klein, lang kurz, dick dünn, spitz stumpf, gerade krumm; schwarz weiß, hell dunkel; schwer leicht, grob zart, hart weich, glatt rauh, warm kalt, trocken feucht; süß sauer; laut leise»; weiter etwa «fern nah, rechts links, teuer billig»; sie sollen hier als «Dingadjektiva» benannt sein. Entsprechend kann man Adjektiva, die einen Handlungsverlauf charakterisieren, den (Verbal-) Abstrakta zuteilen, etwa «schwierig leicht, schnell langsam, häufig selten, früh spät, möglich unmöglich». Doch haben alle diese Gruppierungen hier nicht den Zweck einer logischen Aufteilung, die ja noch viel weiter gehen müßte; man vergleiche dazu die Einleitung zu F. Dornseiff, Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen. Sie sollen nur als Anhalt dienen für die verschiedenen Möglichkeiten von Ableitungsgruppen, die für die Felder IV und II in Frage kommen.

Feld IV: Von Adjektiven abgeleitete Substantive aS

A. Nomina personalia auf *-ō -ōnis*, im Latein kaum vorhanden (*manduco -onis* wird eher auf *manducare* bezogen als auf *manducus*), im Griechischen häufiger: *στρᾰβών* zu *στρᾰβός*, als Namen *Μάκρων* zu *μακρός*.

B. Eigenschaftsabstrakta.

1. *-ia*, fast nur von Personaladjektiven, immer viersilbig oder noch länger: *superbia audacia*.
2. *-tāt-*, vorwiegend von Personaladjektiven: *sani-tas*.
3. *-itia*, vorwiegend von zweisilbigen Personaladjektiven: *laetitia iustitia; -itia/-itiēs* eher von Dingadjektiven: *durities planities*.
4. *-tūdin-: longitudo turpitudo*.
5. *-mōnia*, selten, von Personaladjektiven: *acrimonia castimonia*.

Eine genauere Abgrenzung der Anwendungsbereiche dieser fünf Suffixe ist nicht möglich; sie sind durch die sprachgeschichtliche Ausbreitung bedingt.

Feld II: Die von Substantiven abgeleiteten Zugehörigkeitsadjektiva im weitesten Sinn, sA, abgeleitet von Personenbezeichnungen und von Dingbezeichnungen; besonders zahlreich.

A. von Personenbezeichnungen.

1. *-ius: patrius meretricius Martius*.
2. *-ĭcius*, besonders von Beamtenbezeichnungen: *patricius* (von *patres* «Senatoren») *aedilicius tribunicius; pastoricius*.
3. *-īnus: divinus Saturninus, masculinus femininus, sobrinus* (*soror*), *figlinus; Plautinus* (daneben von Tierbezeichnungen: *caninus ursinus aquilinus;* von Ortsnamen auf *-ium -ia: Capitolinus Palatinus Venusinus Latinus*).
4. *-icus*, vorwiegend in staatsrechtlichen Termini: *civicus hosticus* (mit *bellicus*), *poplicus classicus; dominicus fullonicus*.

B. von Dingbezeichnungen.

1. *-ālis* (*-āris* nach stammhaftem *l*), vorwiegend von Dingbezeichnungen: *annalis navalis, doliaris;* doch auch *regalis hospitalis militaris*.
2. *-ārius: argentarius, ferrarius* (*faber*), *onerarius* (*navis*).

Die jeweils besondere Modifikation der Zugehörigkeit, die durch die verschiedenen Suffixe zum Ausdruck kommt, läßt sich nicht generell definieren. Der Sprachhistoriker könnte für die Mangelhaftigkeit der Definition auf folgendes aufmerksam machen: Im Augenblick einer Neubildung ist hier die Auswahl aus den vorhandenen Suffixen besonders stark determiniert, nämlich nicht nur wie bei allen anderen Wortbildungen durch das Grundwort und das Vorbild, sondern, da es sich um Adjektive, also um Bestimmungen zu Substantiven handelt, zugleich auch noch durch das Substantiv, zu dem es treten soll; beispielsweise ist die Neubildung *ferrarius* nicht nur durch *ferrum* und das Vorbild *aurum aurarius* bestimmt, sondern zugleich etwa die Verbindung *faber ferrarius* durch *faber aurarius* usw.; daher stammt die beträchtliche Zahl fester Wendungen, aus deren Betrachtung immerhin gewisse Präzisierungen für die spezielle Suffixfunktion zu gewinnen wären. Einen weiteren Hinweis gibt auch die Beschränkung auf bestimmte engere Gruppen von Grundwörtern (z. B. Beamtenbezeichnungen); solche Beschränkungen gestatten, einige weitere Suffixe spezieller als Orts-, Zeit- oder Stoffadjektive zu benennen.

C. Ortsadjektive als Zugehörigkeitsadjektive von Ortsbezeichnungen.

1. *-ānus*, vorwiegend von Ortsbezeichnungen: *silvanus montanus, paganus oppidanus urbanus Romanus.*
2. *-(ā)ticus: rusticus, umbraticus aquaticus.*
3. *-ātilis: aquatilis saxatilis fluviatilis.*
4. *-stris -stis: campestris, palustris, agrestis.*
5. *-ēnsis: forensis, atriensis; Cannensis.*
6. *-timus*, nur in *maritimus finitimus.*
7. *-āti-* bzw. *-ti-: cuias cuiatis* «woher stammend», *Antiates Arpinates; Samnites Nahartes Tudertes;* dazu ursprünglich auch *nostrates, optimates.*

D. Zeitadjektive als Zugehörigkeitsadjektive von Zeitbezeichnungen.

1. *-īvus*, selten: *tempestivus aestivus primitivus.*
2. *-tinus: crastinus diutinus annotinus;* diese Ableitungen gehören eigentlich nicht hierher, denn sie sind von Zeitadverbien abgeleitet; auch *annōtinus* ist nicht unmittelbar von *annus* aus gebildet, sondern von dem als Zeitadverb verwendeten Abl. temporis *annō* «vorm Jahr». Ebenso hat das zuvor erwähnte *primitivus* zum Grundwort das Adverb *primitus.*
3. *-ernus -urnus* (ähnlich wie *-tinus* eigentlich von Zeitadverbien ableitend): *hodiernus nocturnus* von *hodie noctu; diurnus.*

E. Stoffadjektive als Zugehörigkeitsadjektive von Stoffwörtern.

1. *-eus*, häufig: *aureus.*
2. *-āceus: hederaceus testaceus argillaceus.*
3. *-īcius: caementīcius laterīcius* (*paries, murus*) «aus Hausteinen, Ziegelsteinen bestehend»; Ausdrücke des Bauhandwerks.
4. *-nus: ilignus* (*ilex*) *salignus* (*salix*) *quernus* (aus *querknos*, zu *quercus*) «aus

Steineichen- Weiden- Eichenholz»; meist von Baumnamen. *-ĭnus* (griechisches Lehnsuffix): *coccinus prasinus; fāginus iuncinus;* von Pflanzennamen. Bis hierher reichen die Zugehörigkeitsadjektive im weitesten Sinn.

F. Besitzadjektive, von Dingwörtern, auch von Abstrakta.

1. *-ōsus* von Dingwörtern als Beiwörter zu Dingen: *aquosus herbosus;* von Abstrakten als Beiwörter zu Personen: *morbosus rabiosus odiosus otiosus.*
2. *-ulentus: lutulentus* (*lutum* «Schmutz») *pulverulentus pisculentus vinolentus.*
3. *-tus*, vorwiegend Beiwörter zu Personen: *barbatus hastatus togatus*, vgl. *crinitus Cornutus; iustus scelestus honestus robustus onustus.*
4. *-idus*, in später Entwicklung, selten: *herbidus flammidus fumidus.*

G. Adjektive von Abstrakten, nur *-us* im Typus *canorus odorus*, selten.

Die Gruppen A bis E sind insofern eine Einheit, als sie eine Zugehörigkeit im weiteren Sinne ausdrücken; lediglich die verschiedenen Arten der Grundwörter bedingen die verschiedenartige Ausprägung, in der sich die Zugehörigkeit zeigt. Man könnte unverbindlich sagen, daß alle diese Adjektive funktionell einem Genetiv, dem adnominalen Kasus, gleichwertig sind: *ornatus regius* «königlicher Schmuck» entspricht einem *ornatus regis* «eines Königs Schmuck». Hierbei wird also das regierende Nomen, der grammatisch übergeordnete Begriff (*ornatus*), dem Grundwort (*rex*) der Ableitung oder des Genetivs zugeschrieben. Ganz anders steht es mit der Gruppe F der Besitzadjektive, denen man auch den Typus *odorus* der Gruppe G zurechnen darf. Hier kann kein Genetiv und auch kein anderer Kasus als Äquivalent dienen; angesichts der erforderlichen Umschreibungen wie «versehen mit» kann man hier am ehesten von einer wirklichen Bedeutung des Suffixes sprechen statt nur von seiner Funktion. Bei dieser Gruppe wird gerade umgekehrt das Grundwort der Ableitung (*macula* in *maculosus*, *barba* in *barbatus*) dem regierenden Nomen zugeschrieben (*lynx maculosus*, *hircus barbatus*). Wenn wir den in einigen Fällen angemessenen Terminus «Besitz» verwenden, so drückt im ersten Fall das Grundwort *pater* des Zugehörigkeitsadjektivs *patrius* etwa in *domus patria* den Besitzer aus, in Konkurrenz zum Genetivus possessoris, des Besitzers, in *domus patris;* im zweiten Fall dagegen drückt das Grundwort *macula barba* der Besitzadjektiva *maculosus barbatus* nicht den Besitzer aus, sondern vielmehr den Besitz, ähnlich wie bei den Possessivkomposita des Typus gr. *κύκνοι δουλιχόδειροι*. So ergibt sich eine grundsätzliche Zweiteilung der Adjektive dieses Feldes. Denn der Typus der Besitzadjektiva ist weit verbreitet: nhd. *-bar* in *fruchtbar*, gr. homer. *-‹ϝ›εντ-* in *ὑλήεις χαρίεις*, altind. *-in-* und *-vant-*.

Damit ist der Bestand für das letzte und auch reichste der neun Felder geordnet. Vergleicht man die rein morphologische Neunfelderteilung mit dem hier für diese Felder zusammengestellten Inhalt, so ergibt sich eine sehr verschieden starke Besetzung; die auf S. 146 f. folgende Tafel ermöglicht den Überblick, sie gibt die vollständige Zusammenstellung, natürlich in der durch Raum und Zweck gebotenen Vereinfachung.

	Ableitung ein Substantiv
Grundwort Substantiv	I: sS. A. Substantivvariationen. 1. Deminutiva *reg-ulus flos-culus agn-ellus* usw. 2. Dieselben als Hypokoristika. 3. Augmentativa italien. *cavall-one.* 4. Peiorativa *parasit-aster fili-aster.* 5. Motionsfeminina *auctr-īc- reg-ina.* 6. Kollektiva *arbus-tum client-ela equit-atus.*
	B. Ableitungen von Pers.-Namen, als Patronymika, gr. *-ίδης -ίων -ιος*; lat. *-īnus -illa* bei Cognomina. – Lat. *-ānus* für Adoptions- und Muttercogn. sowie Parteigängernamen: *Octavianus Vespasianus Caesariani.*
	C. Dingbezz. von Pers.-Bezz. *reg-ia German-ia.* D. Abstrakta von Pers.-Bezz. *milit-ia medic-ina vir-tus princip-atus.*
	E. Pers.-Bezz. von Dingbezz. *ale-o balne-arius vini-tor.* F. Pers.-Bezz. von Abstrakta *lud-io.*
	G. Nom. loci von Pers. *figl-ina*, von Dingbezz. *aer-arium.*
Grundwort Adjektiv	IV: aS. A. Nomina personalia gr. *στράβ-ων Μάχρ-ων.*
	B. Eigenschaftsabstrakta. 1. *superb-ia.* 2. *sani-tas.* 3. *laet-itia.* 4. *longi-tudo.* 5. *casti-monia.*
Grundwort Verbum	VII: vS. A. Verbalabstrakta, genusindifferent. *mor-ti-, action-, can-tu-, cul-tura, loqu-ela, imper-ium, spec-ies, cand-or, genus -eris.* – Retrograd: *pugna.*
	B. Nomina instrumenti und loci. *ara-trum. gubernaculum. cubi-culum. sepul-crum. voca-bulum. sta-bulum. lavabrum. dola-bra.*
	C. Nomina rei actae. *se-men, stra-mentum; flu-men, ful(g)-men; leg-iōn-.*
	D. Infinitive, im Lat. genusdefinit, *agere agi.* Gerundium *ama-ndi.*
	E. Nomina agentis *ama-tor*, siehe VIII A 3.

Ableitung ein Adjektiv	Ableitung ein Verb
II: sA. Zugehörigkeitsadjektiva. A. von Pers.-Bezz. 1. *patr-ius.* 2. *aedil-ĭcius.* 3. *div-inus;* von Tier- und Ortsnn. *can-inus Latinus.* 4. *civ-icus,* staatsrechtlich. B. von Dingbezz. 1. *ann-alis doli-aris,* doch auch *reg-alis milit-aris.* 2. *ferr-arius.*	III: sV. A. Zustandsverben von Personenbezz. 1. *iudic-are.* 2. *serv-ire.* 3. *arbitr-ari.*
C. Ortsadjj. 1. *silv-anus Rom-anus.* 2. *rus-ticus aqua-ticus.* 3. *aqu-atilis.* 4. *camp-estris agr-estis.* 5. *for-ensis.* 6. *mari-timus.* 7. *cui-atis Anti-ates.* D. Zeitadjj. von Zeitbezz. 1. *aest-ivus.* 2. *anno-tinus.* 3. *hodi-ernus noct-urnus.* E. Stoffadjj. 1. *aur-eus.* 2. *argill-aceus.* 3. *later-ĭcius.* 4. *ilig-nus,* von Baumnamen; *iunc-inus* von Pflanzen.	B. Tätigkeitsverben meist von Abstrakta. 1. *bell-are.* 2. *metu-ere.* 3. *fin-ire.* 4. *nug-ari.* 5. *part-iri.*
F. Besitzadjj. 1. *aqu- morb-osus.* 2. *lut-ulentus.* 3. *barba-tus ius-tus sceles-tus.* 4. *fum-idus.* G. Adjj. von Abstrakten. *odor-us.*	C. Instrumentativa von Dingwörtern. 1. *calc-are.* 2. *merc-ari.*
V: aA. Adjektivvariationen. 1. Deminutiva *aure-olus bland-ulus.* 2. Restriktiva *grand-iusculus.* 3. Peiorativa *calv-aster.* 4. Kompar., Superl. *long-ior long-issimus.* 5. Dieselben als Elative (vgl. *per-longus*). 6. Variationen von Part. perf. pass. *empt-īvus empt-ĭcius fict-ilis.*	VI: aV. A. Zustandsverben von Personaladjj. 1. *vigil-are.* 2. (*alb-ere*). 3. *saev-ire.* 4. *larg-iri.* B. Tätigkeitsverben meist von Dingadjj. 1. *alb-are.* 2. *moll-ire.*
VIII: vA. A. Aktive Partizz. und Verbaladjektiva. 1. *ama-nt-. ama-turus.* 2. *bib-āc-. ger-ulus. ludi-bundus. fa-cundus. cal-idus.* 3. Subst. (von VII E): *ama-tōr-. edo -onis.*	IX: vV. A. Verbvariatt. 1. Iterat. Intensiva *rog-itare, occup-are.* 2. Deminutiva im Romanischen: *trem-ulare.* 3. Inchoat. *ferve-scere* (Kompos. *ferve-fieri*). 4. Desiderativa *im-petrassere. canturire.*
B. Passive Partizz. und Verbaladjektive. 1. *ama-tus* part. pf. pass. 2. *ama-ndus* part. necess. 3. *ama-bilis fac-ilis,* passive Möglichkeit. 4. *praecip-uus. praelig-aneus. integ-ro-. plenus.*	
C. Instrumental-lokal. *vestimenta cubi-toria.*	B. Kausativa. nhd. *senken* zu *sinken* (Kompos. *ferve-facere*).

Die Grundlage für die Auswahl des Materials bot mir meine historische Stammbildungslehre des Nomens und des Verbums in Stolz-Leumann 199ff. und 313–319; berücksichtigt wurden nur die wichtigeren Suffixe. – Was die übrigen Wortarten angeht, so sind sie für Suffixbildungen als Grundwörter und als Ableitungen viel weniger geeignet; deshalb bringt bei ihnen der Versuch einer systematischen Ordnung keine besondere Schwierigkeiten, bietet aber auch nur ein geringeres Interesse. So will ich darauf hier nicht mehr eingehen, nur daran erinnern, daß einige Nominalableitungen als verdeckte Ableitungen von Adverbien erkennbar wurden, nämlich die Zeitadjektive auf *-tinus* und *-rnus* in II D.

Weitere Erläuterungen scheinen kaum mehr erforderlich. Das äußere Schema der neun Felder war für die drei berücksichtigten Wortarten allumfassend, also mußten im Bereich dieser Wortarten nicht nur alle vorhandenen, sondern alle überhaupt denkbaren Wortbildungen darin unterkommen; das ist mithin kein besonderes Verdienst des Schemas. Wohl aber hat aus der Notwendigkeit der Unterteilungen bei den drei Wortarten sich die Bestätigung dafür ergeben, daß die Arten der Suffixfunktionen nicht von ihnen selbst aus, sondern ausschließlich von den Grundwörtern her bestimmt sind; daher ist eine Anordnung, die von diesen Grundwörtern ausgeht, dem Stoffe angemessen und nicht nur ein äußerlicher Notbehelf. Schon die alte Scheidung in denominative und deverbative Suffixe ließ das vermuten. Und auch die Besonderheit der hier als Variationen bezeichneten Bildungen kommt bei dieser Anordnung klar zur Geltung. Also eine Ordnung der Suffixfunktionen entspringt unmittelbar aus der im Sprachbewußtsein vorgegebenen Gruppierung der durch die Grundwörter bezeichneten Begriffe und der an ihnen am häufigsten betätigten Anschauungsformen. Das Auftreten einer und derselben Benennung an verschiedenen Stellen wie der «Nomina loci» bei Substantivableitungen (*aerarium, arboretum;* I G, I A 6) und bei Verbableitungen (*cubiculum;* VII B) bildet keinen Einwand; in Wirklichkeit handelt es sich das eine Mal um den Ort von Gegenständen, das andere Mal um Ortsbezeichnungen für daselbst vollzogene Tätigkeiten.

Von der jeweils beschränkten Anwendung der Suffixe aus erwies sich bei den Wortkategorien der Grundwörter dieser Ableitungen eine Unterteilung als erforderlich. Bei den Substantiven ergab sich eine Dreiteilung in Personenbezeichnungen, Dingbezeichnungen und Abstrakta, bei den Adjektiven wenigstens eine entsprechende Zweiteilung in Personaladjektive und Dingadjektive; bei den Verben zeichnete sich eine Zweiteilung ab, die von der Bedeutung her unter dem Gegensatz der Zustandsverben und Tatverben, von der Verbalsyntax her unter dem der passiven und aktiven Ausdrucksweise erschien; vereinzelt kam als eine dritte Auffassung die instrumentale zu suffixaler Auswertung. Lediglich für die Zugehörigkeits- und Besitzadjektive als Ableitungen von Substantiven war damit nicht durchzukommen. Nun sind solche Adjektive, insofern sie grundsätzlich als Bestimmungen zu Substantiven dienen, im Augenblick ihrer Bildung doppelt determiniert, einerseits vom Grundwort aus und andrerseits vom regierenden

Substantiv her, zu dem sie treten sollen. Zwischen zwei Substantiven gibt es aber nur eine einzige unmittelbare syntaktische Beziehung, die durch den adnominalen Genetiv ausgedrückte, als deren Korrelat die Zugehörigkeitsadjektive erkennbar sind. Alle anderen syntaktischen Beziehungen zwischen zwei Substantiven, ausgenommen die hier nicht interessierende der Apposition, sind durch ein Verbum vermittelt; auf dessen einer Seite steht das Subjekt, auf der anderen das Prädikatsnomen im Nominativ, das Akkusativobjekt, der Dativ der Person, der Instrumental des Werkzeuges. Von diesen haben offenbar Prädikatsnomen, Akkusativobjekt und Instrumental ihre Korrelate in den drei Verbaladjektiven, den aktiven, den passiven und den instrumentalen. Wenn die Besitzadjektive überhaupt einen Korrelationskasus haben, so kann es nur der Dativ der Person sein: *hircus barbatus* entspricht *hirco barba* (*est*); wenigstens gibt es im Latein weder andere abgeleitete Adjektive noch andere grammatische Kasus. Doch sollen diese etwas scholastisch anmutenden Spekulationen hier nicht weitergeführt werden.

Jedenfalls sind mit den obigen materialen und syntaktischen Kategorien alle wichtigen Suffixfunktionen, ausgenommen natürlich immer die «Variationen», im wesentlichen bestimmt. Zur Verdeutlichung dient die folgende Liste der Funktionen; sie ist geordnet im Hinblick auf die Berührungsstellen von Funktionen der Ableitungen und Suffixe und entspricht daher eher den drei senkrechten Kolumnen der Neunfelderteilung.

I. Substantivvariationen, Deminutiva usw. (Feld I A).

II. Adjektivvariationen, Komparative usw. (Feld V).

III. Substantive von Substantiven. Personenbezeichnungen, Dingbezeichnungen, Abstrakta, je von Personenbezeichnungen, Dingbezeichnungen, Abstrakta in wechselnder Ausgestaltung (Feld I B–G).

IV. Substantive von Adjektiven: Eigenschaftsabstrakta (Feld IV).

V. Substantive von Verben (Feld VII).
Nomina agentis, Personenbezeichnungen, aktiv.
Nomina rei actae, Dingbezeichnungen, passiv.
Verbalabstrakta, genusindifferent. Infinitive und Gerundium.
Nomina instrumenti, Dingbezeichnungen, genusindifferent.

VI. Adjektive. Von Verben (Feld VIII) und von Substantiven (Feld II).
Verbaladjektive und Partizipien, aktiv. Regierendes Nomen Korrelat zum Nominativ.
Verbaladjektive und Partizipien, passiv. Regierendes Nomen Korrelat zum Akkusativ.
Instrumentale Verbaladjektive. Regierendes Nomen Korrelat zum Instrumental.
Besitzadjektive (*-osus* usw.). Regierendes Nomen Korrelat zum Dativ.
Zugehörigkeitsadjektive. Grundwort Korrelat zum Genetiv.

VII. Verben. Von Substantiven (Feld III) und von Adjektiven (Feld VI). Zustandsverben, von Personenbezeichnungen und Personaladjektiven. Tätigkeitsverben, von Abstrakten und von Dingadjektiven. Instrumentative, von Dingbezeichnungen.

VIII. Verben von Verben, Kausativa-Faktitiva; das Subjekt des Grundverbums wird zum Objekt der Ableitung (Feld IX B).

IX. Verbvariationen, Iterative usw.; das Subjekt des Grundverbums bleibt Subjekt der Ableitung (Feld IX A).

Die Unterteilung bei den Grundwörtern kann natürlich verschieden weit getrieben werden, und zum Verfahren wäre vom Standpunkt einer allgemeinen Sprachtheorie noch manches zu sagen; hier wurde es nur im Rahmen des von den Suffixfunktionen Geforderten angewendet. Daß die verschiedenen Sprachen in der Verwendung von Suffixen und anderen sprachlichen Mitteln für den Ausdruck bestimmter Beziehungen verschiedene Wege gehen, wurde mehrfach angedeutet. Aus jedem der Felder läßt sich ersehen, daß der Ausbau der Suffixfunktionen vom Betrachter aus gesehen nur speziellen und nicht koordinierten Ordnungsbedürfnissen entspricht und genügt; sonst gäbe es für gleiche Funktionen nicht bloß bei den zur Flexion gerechneten Partizipien, sondern ganz allgemein nur jeweils ein Suffix, und beim Nebeneinander mehrerer scheinbar gleichwertiger Suffixe müßten sich vielleicht kleinere, aber doch klar erkennbare Funktionsunterschiede bestimmen lassen. Für den Sprachhistoriker, der an einzelnen Suffixen unter Beachtung der Bedeutungswandlungen und morphologischen Umgruppierungen die allmähliche Ausbreitung fast in Form eines Stammbaumes feststellen kann, ist dieses Ergebnis freilich nur eine Selbstverständlichkeit. Die ständig wiederkehrende Notwendigkeit, bei Besonderheiten auf historische Entwicklungen zurückzugreifen, zeigt, daß die systematische Ordnung für sich allein, ohne die historischen Verbindungslinien, nur isolierte, in sich nicht geschlossene und untereinander nicht ausgeglichene Gruppen zu fassen bekommt. Damit ist nun freilich jeder Zweifel daran beseitigt, daß für sprachhistorische Darstellungen der Suffixbildungen die Funktion der Suffixe als Ordnungsprinzip gänzlich unbrauchbar ist und selbst die ganz wesentliche Scheidung in denominative und deverbative Ableitungen vielfach historisch Zusammengehöriges auseinanderreißen muß. So bleibt dem in langjähriger Praxis bewährten Verfahren der äußerlichen Ordnung nach der Form der Suffixe und damit nach einem Kennlaut die Anerkennung, daß bei ihm allein sprachhistorische Zusammenhänge unmittelbar sichtbar werden, freilich auf Kosten teilweiser Trennung der funktionell sich berührenden und auch der morphologisch zusammengehörigen Bildungen. Unter solchen Umständen kann eine Ordnung der Suffixfunktionen oder der Suffixe nach ihren Funktionen in einer sprachhistorischen Darstellung nur eine Ergänzung bilden.

Hiernach mag nur die Frage nach dem Nutzen einer solchen systematischen Ordnung für andere Aufgaben noch gestellt sein. Weder die Sprachhistoriker

noch die Philologen haben für die Systematisierung eine besondere Neigung, weil bei einer solchen die individuellen Besonderheiten der Ausdrücke und ihre Nuancen nicht zur Geltung kommen. Ganz anders steht dazu die Allgemeine Sprachvergleichung; wenn jede Sprache ein zwar nicht logisch ausgebautes, aber doch in sich geschlossenes System bildet, so ist die hervorragendste Aufgabe dieser Sprachvergleichung die Vergleichung von Sprachsystemen. Hierfür aber bedarf sie einer allgemein anwendbaren Schematik, in der sich die Entfaltung der einzelnen Sprachen, einschließlich der künstlichen Weltsprachen, beschreiben und messen läßt. Wenn man sich bewußt bleibt, daß, worauf mehrfach hingewiesen wurde, die Suffixe die Eignung zum Ausdruck für Beziehungen zwischen Begriffen mit anderen sprachlichen Mitteln teilen, so scheint es mir, daß die oben aufgestellte Systematik bei angemessener Erweiterung und Anpassung den Zwecken der Allgemeinen Sprachwissenschaft sehr wohl dienen könnte.

Das Wort Dialektik bei Platon

Von *Walter Müri*

Die folgenden Feststellungen und Vermutungen gelten der Erklärung einer vorerst merkwürdig erscheinenden Bezeichnung für die reine Ideenerkenntnis in den Schriften Platons. Im Staate kommen zur Bezeichnung der obersten Stufe der Erkenntnis, deren Objekt die Ideen sind, neben einem mehrdeutigen Ausdruck wie *νόησις* (sein Umfang wechselt innerhalb zweier Bücher des Staates: 511d und 533d) fünf eindeutige Ausdrücke vor, die entweder den Infinitiv *διαλέγεσθαι* selbst oder eine Ableitung dieses Stammes verwenden: *τὸ διαλέγεσθαι*, *ἡ τοῦ διαλέγεσθαι δύναμις*, *ἡ διαλεκτικὴ πορεία* oder *μέθοδος*, endlich *ἡ διαλεκτική* schlechthin. Die Bedeutung dieser Ausdrücke ist festgelegt: im 6. Buch durch ihre Stelle in der systematisch dargelegten Erkenntnistheorie, im 7. Buch durch ihre Einordnung in die Rekapitulation der gleichen Erkenntnistheorie und durch die Stelle, die ihnen im Aufbau der Bildung der philosophischen Herrscher zukommt. Sie bedeuten alle, auch die Infinitive, nicht das, was ihre gewohnte Verwendung zunächst vermuten ließe, nämlich eine Unterhaltung, ein Gespräch oder etwas, das auf ein Gespräch Bezug hat. Sie bezeichnen unter den drei Erkenntnisstufen die letzte und höchste, das reine Denken, das sich nicht an das Wahrnehmbare hält, sondern allein auf die Ideen – die einzelne Idee und den Zusammenhang der Ideen – gerichtet ist und darum nach Platon die Wahrheit gewinnt.

Hier soll untersucht werden, wie Platon dazu gekommen ist, diese Erkenntnis mit dem Worte Dialektik zu bezeichnen; es soll auch gezeigt werden, daß es Platon gewesen ist, der dieses in der Folgezeit so vielseitig verwendete Wort geschaffen hat. Die Aufmerksamkeit gilt also der Entstehung einer Begriffsbezeichnung, nicht etwa der Entwicklung des platonischen Dialoges oder seinem Verhältnis zum platonischen Gedanken, auch nicht der Überwindung der Dialogform durch Platon.

Vor Platon kommen nur das Verbum *διαλέγεσθαι* (im Folgenden abgekürzt: *δλ.*) und das abgeleitete, substantivierte Adjektiv *ἡ διάλεκτος* (Sprache, Sprechweise) vor. Die Ableitungen *διάλογος* und *διαλεκτικός* finden sich erst bei Platon. Das ist vielleicht für *διάλογος* ein Zufall der Überlieferung, kaum jedoch für *διαλεκτικός*.

Im 5. Jahrhundert kommt das Verbum *δλ.* bei Herodot, Thukydides, Gorgias und Aristophanes vor[1]). Es bezeichnet ein Gespräch, einen mündlichen Verkehr

[1]) Es findet sich, soweit ich sehe, sonst nirgends vor Platon, außer in je einem Fragment der Sappho (38 D) und des Archilochos (108), außerdem fünfmal in einem homerischen Formelvers (z. B. Il. 11. 407). Die Fragmente sind zu kurz, um über die Bedeutung zureichende Schlüsse zu erlauben; bei Homer ist das Verb an seiner Stelle klar, hat aber mit

zwischen zwei, allenfalls zwischen mehreren Menschen, es setzt Rede und Gegenrede, den Austausch von Meinungen, Vorschlägen voraus (Hdt. 3. 50–52). Während der Herrschaft der 400 im Jahre 411 empört sich das Heer, das im Piräus lagert, und marschiert gegen die Stadt. Einige Delegierte des Rates kommen zu den Hopliten und *ἀνὴρ ἀνδρὶ διελέγοντο*. In der Folge läßt sich die Mehrzahl der Hopliten versöhnlicher stimmen *ἀπὸ πολλῶν καὶ πρὸς πολλοὺς λόγων γιγνομένων*: da von vielen zu vielen Gespräche stattgefunden hatten (Th. 8. 93; vgl. 5. 59 und 60). Daß es vorzugsweise zwei Menschen sind, die in gegenseitigen Verkehr treten, bezeugt auch die übertragene Verwendung bei Aristophanes, der mit *δλ.* auf den geschlechtlichen Verkehr anspielt (Eccl. 890, Pl. 1082). In der Verteidigung des Palamedes von Gorgias wendet sich Palamedes an den Ankläger: «nun will ich noch mit dem Ankläger ins Gespräch kommen» (*διαλεχθῆναι*), und darauf folgt gleich eine Frage in der zweiten Person (22). Die Verbindung von Redendem und Hörendem, Fragendem und Antwortendem, das Zweiseitige wird nur durch *δλ.* ausgedrückt. Wo sich Palamedes im Fortgang an die Richter wendet, die er nicht zu fragen hat und von denen er keine Antwort erwarten dürfte, verwendet er *εἰπεῖν* (28) oder *λόγος* (33).

Bevor die Bedeutungs*entwicklung* von *δλ.* bei Platon dargestellt wird, ist es geboten, das Bedeutungsfeld des Verbums bei Platon abzustecken und das Verhältnis zu möglichen Synonyma zu beleuchten. Wir gehen dabei vom Substantiv aus, von *διάλογος*, das zur Bezeichnung des Gespräches sechsmal in der Mehrzahl, dreimal in der Einzahl vorkommt. Ein Zusammensein, wie es das Gespräch voraussetzt, heißt *συνουσία*. Dasselbe Wort bezeichnet aber auch das Gespräch selbst: du mußt nachgeben, damit *ἡ συνουσία* zustande kommt; du bist imstande, in knapper Äußerung *συνουσίας ποιεῖσθαι*: ein Gespräch zu führen; in kurzer Rede gegen kurze Rede *ποιεῖσθαι τὴν συνουσίαν* (Prot. 335bc, Soph. 217c–e, vgl. Prot. 347b–e; Gorg. 461b).

Einmal auch kommt das Wort *ὁμιλία*, geselliger Verkehr, in der Bedeutung Gespräch vor *ἀρετῆς ἕνεκα τὰς ὁμιλίας ποιούμενον* (Soph. 223a). Hier konnte sich Platon an seinen Großoheim Kritias anlehnen, von dem wenigstens der Titel einer Schrift: *ὁμιλίαι* bezeugt ist.

Διατριβή, die verweilende Beschäftigung, grenzt nur an an das Gespräch. Daß es ein Gespräch sei, in dem die Philosophen sich ernsthaft beschäftigen, wird immer

---

dem «attischen» *δλ.* keine unmittelbare Berührung («durchzählen, durch – erlesen»). Für die Bedeutung des *δια-* im attischen Gebrauch von *δλ.* wäre zu verweisen auf Verben wie *διαπίνω* einander zutrinken, *διομολογέομαι* sich untereinander verständigen, *διακελεύομαι* einander anfeuern, *διαβοάομαι* um die Wette schreien, *διαδέχομαι* voneinander empfangen; überhaupt die Affinität des Präfixes *δια-* zu Verben des Wetteiferns, des wechselseitigen Zusammenwirkens und zum Medium. *διαλέγειν* (Xen. Mem. 4. 5. 12) trägt zum Verständnis von *διαλέγεσθαι* nichts bei. Vielleicht ist ja die Zusammenrückung der beiden Verben nicht nur ein Einfall Xenophons, sondern des Sokrates selbst. Aber die Bedeutung des vorplatonischen und frühplatonischen *δλ.* ist durch *συνιόντας κοινῇ βουλεύεσθαι* völlig ausgeschöpft (Xen. l. c.). *διαλέγομαι* war immer nur als Deponens da; *διαλέγω* ist hier eine Neubildung. Darum erübrigt sich eine Auseinandersetzung mit den Folgerungen, die aus dieser Xenophonstelle gezogen werden.

durch einen Zusatz angedeutet: *πᾶσα ἡ ἐν τοιοῖσδε λόγοις διατριβή* (Polit. 285c; vgl. Apol. 41b, Gorg. 484c, Rep. 457d). Allerdings wenn Sokrates *διατριβή* auf sich selbst anwendet, dann muß man «Gespräch» mitdenken.

Λόγοι, seltener die Einzahl, ist das häufigste Wort für Gespräch. Aber es deckt sich in keiner Weise mit *διάλογοι*, da es nicht nur die Wechselreden bezeichnen kann, sondern auch, den Inhalt betonend, die Behauptungen, Argumente, Meinungen.

Τοὺς λόγους ποιεῖσθαι dient geradezu als Synonym zu *δλ.*, von dem es wieder aufgenommen wird und das es im Fortgang vertreten kann, auch mit dem Zusatz *πρὸς ἀλλήλους* (z. B. Prot. 348ab, 317cd, 333c; vgl. Symp. 176e, Rep. 588a, Parm. 126c). Im Staat, 328d, sagt Kephalos, die Freude an den *λόγοι* mehre sich mit dem Alter, und Sokrates erwidert: ich freue mich, mit den Hochbetagten mich zu unterhalten: *χαίρω διαλεγόμενος*. Der mögliche Unterschied kommt immerhin darin zum Ausdruck, daß Sokrates das Wort *δλ.* braucht, während Kephalos mit *λόγοι* im Allgemeinen bleibt: Gespräch und Zwiegespräch vermag vielleicht den Unterschied anzudeuten. Aber auch Sokrates sagt von sich selber *τοὺς λόγους ποιοῦμαι* (Phaid. 70c). «Sich im Gespräche unterhalten» wird auch mannigfach umschrieben – und natürlich in jedem solchen Falle abgetönt und in besonderer Weise bestimmt – durch reden und zuhören (z. B. Prot. 362a), antwortend sprechen (z. B. Prot. 335b), miteinander sprechend zusammen sein (z. B. Prot. 336b), fragen und antworten (passim).

Auf frühere Teile eines platonischen Dialoges wird im gleichen Dialog meist mit dem Ausdruck *οἱ πρόσθεν λόγοι* verwiesen, oder mit ähnlichen Bezeichnungen (z. B. Gorg. 460e, 471a, 508e usw.; auch die Einzahl 463a). Die Bedeutung Gespräch ergibt sich jeweils aus dem Zusammenhang, und oft übersetzen wir *λόγοι* mit Gespräch zu genau; es kann auch nur den Inhalt, die Reihe der sich folgenden Aussagen rekapitulierend bezeichnen. Die Abgrenzung wird leichter, wenn wir feststellen, daß *λόγοι* oder *λόγους ποιεῖσθαι* nie mit fragen und antworten, zustimmen oder ablehnen erläutert wird. Diese Begriffe lassen sich nur aus dem Worte *δλ.* entfalten. Die besondere Bedeutungsfülle, die das Wort *δλ.* im sokratischen Kreise gewonnen hat und die es bei Platon aus bedeutungsnahen Ausdrücken herausheben kann, ist an das Tun des Sokrates gebunden.

Zunächst ist aber festzustellen, daß sich das Wort *δλ.* durch alle platonischen Dialoge in der gleichen Bedeutung wie bei den attischen Schriftstellern um 400 findet. *δλ.* bezeichnet auch hier das Gespräch vorzugsweise zweier, ab und zu einer Mehrzahl von Menschen, ohne daß diesem Gespräch eine gewichtige, eine besondere Bedeutung zukäme. «Du und ich sprechen miteinander», heißt es öfters (z. B. Prot. 339a); besonders bezeichnend der Dual: *τοῖν διαλεγομένοιν* (Prot. 337a). Der Inhalt und der Gang des Gespräches sind in diesem sozusagen neutralen Gebrauch vorerst nicht näher bestimmt: wir sprachen über irgendeinen Gegenstand, heißt es in erzählendem, zusammenfassendem Rückblick (Prot. 314c; vgl. Gorg. 485b). Oder der Gerichtsdiener läßt Sokrates sagen, er möge so wenig wie

möglich sprechen, δλ.; die Erhitzung, die Folge der Unterhaltung, könnte die Wirkung des Giftes aufheben (Phaid. 63d).

In der Nähe des Sokrates kann aber δλ. zu einer besonderen Form des Gespräches werden: Sokrates leitet es und schreibt ihm gewisse Bedingungen vor; sonst ist es nicht mehr das Gespräch, an dem er teilnehmen will. Wir folgen, um das zu erkennen, eine Strecke weit dem Dialog Protagoras. Er fällt etwa ins Jahr 395. Für δλ. – im Zwiegespräch sich unterhalten – konnte ich aus dem 5. Jahrhundert – Gorgias und Aristophanes eingerechnet – zehn Belege finden; in Platons Protagoras allein kommt das Wort 33mal vor.

Im Hause des Kallias sind die drei großen Lehrer und Sophisten Protagoras, Prodikos und Hippias abgestiegen. Von einem jungen Freunde dazu gedrängt, legt Sokrates dem Protagoras die Frage vor, worin der Nutzen bestehe, den der Jüngling aus dem Umgang mit den Sophisten ziehen könne. Nach einer ersten, von Sokrates mit kritischen Einwänden angefochtenen Darlegung holt Protagoras zu einer *großen Rede* aus, um die Einwände zu widerlegen. Darauf will Sokrates noch an einem kleinen Punkte einen Zweifel behoben wissen, und es wird, so sagt er, dem Protagoras leicht fallen, ihn darüber noch völlig zu *belehren*, da er ja zu dieser *großen, belehrenden Rede* fähig war. Wenn man mit einem Volksredner, etwa Perikles oder einem andern mächtigen Redner, zusammenkommt, kann man leicht solche Reden hören. Stellt man dann aber eine bestimmte Frage, so wissen sie, gleich Büchern, nichts zu *antworten* und nichts zu *fragen*, sondern halten gleich wieder eine meilenlange Rede. Protagoras nun ist fähig, lange, schöne Reden zu halten, er ist aber auch fähig, wenn man ihn fragt, in Kürze zu antworten und, wenn er selber eine Frage stellt, die *Antwort abzuwarten und anzunehmen* (328d bis 329d).

Nachdem Sokrates seinen Anstoß genannt hat, entwickelt sich ein Gespräch, in welchem er fragt und Protagoras antwortet. An einer bestimmten Stelle will Protagoras nicht mehr zustimmen: die meisten Menschen behaupten das Erfragte ja ohnehin, Sokrates mag sich an die Meinung der vielen halten. Und er fordert nun Sokrates auf, bevor er, Protagoras, sich weiter äußere, möge er *zu dieser Meinung* der vielen *sprechen* (δλ.). Sokrates ist es einerlei, «wenn du nur *antwortest*», gleichgültig, ob es des Protagoras Meinung sei oder nicht. Denn ich – sagt Sokrates – prüfe die Meinung (λόγος), jedoch kann es auch dazu kommen, daß ich mich, den Fragenden, und den Antwortenden prüfe (333c).

Nach wenigen Fragen holt Protagoras wiederum zu einer längeren Antwort aus, und nun erweist sich eine von der Sache abspringende Auseinandersetzung über die Methode der Diskussion als unumgänglich. Sokrates weist darauf hin, daß Protagoras nach eigener Aussage über den gleichen Gegenstand in beliebig langer Rede sich äußern kann, aber auch so kurz, daß niemand ihn an Kürze zu übertreffen vermag. «Wenn du dich mit mir *unterhalten* (δλ.) willst, so bediene dich mir gegenüber der zweiten Art, der Kunst der kurzen Rede» (334a–335a).

Da Sokrates daraufhin, des Protagoras Weigerung und Widerstand spürend,

weggehen will, versuchen die Anwesenden, ihn zurückzuhalten: «Wenn du weggehst, ist für uns das Gespräch (*διάλογοι*) nicht mehr dasselbe.» Sokrates will bleiben, wenn Protagoras sich bewegen läßt, in Kürze zu antworten und *nur auf das zu antworten, wonach gefragt wird*. Welches soll andernfalls die Art des Gespräches sein? Denn entweder ist man zusammen, indem man sich zusammen *unterhält* (*δλ.*), oder man hält Volksreden (335a–c). Alkibiades hilft ihm: in der Kunst der langen Rede, er gesteht es ja, steht Sokrates hinter Protagoras zurück, aber hinter keinem, wenn es darum geht *διαλέγεσθαι*, darum: *Rechenschaft zu geben und zu empfangen*. Und da Protagoras auch darin stark zu sein behauptet, *διαλεγέσθω ἐρωτῶν τε καὶ ἀποκρινόμενος*, ohne bei jeder Frage eine lange Antwort auszuspannen (336bc).

Nach weiteren Vermittlungsversuchen der Anwesenden (Hippias legt Sokrates nahe, nicht auf dieser peinlich genauen Art des Gespräches – *εἶδος τῶν διαλόγων* – zu beharren) macht Sokrates einen letzten Vorschlag, dem dann Protagoras zustimmt: «Will Protagoras nicht antworten, so soll er fragen; ich aber werde antworten und zugleich will ich ihm zu zeigen versuchen, wie *nach meiner Meinung der Antwortende antworten muß*. Wenn ich dann geantwortet habe, so viel wie er fragen will, soll er wiederum *in gleicher Weise* mir Rede stehen» (338a–d).

Gegenüber den langen Reden, welche belehren, aber auch die Argumente des Mitunterredners aus dem Felde spielen, von der Sache ablenken wollen, ergibt sich allein schon durch die Entgegensetzung, dann auch durch Einzelzüge eine gewisse Bedeutungsfülle für *δλ.* Nur an Sokrates, durch seinen Willen erhält das Wort als Bezeichnung einer bestimmten Einstellung diese präzise Kraft. *δλ.* ist nicht irgendeine Unterhaltung, sondern setzt sich zusammen aus Fragen und Antworten, Zustimmen oder Widersprechen. Frage und Antwort sind aufeinander bezogen; wenn die Antwort nicht der Frage entspricht, zustimmend oder ablehnend, so ist es kein sokratisches *δλ.* mehr. Es geht dabei um einen *λόγος*, eine Behauptung, die geprüft wird: der Fragende nimmt, der Antwortende gibt Rechenschaft (*λόγον*). Wer antwortet, unterwirft seine Gedanken der Prüfung, er steht Rede. Sokratisches *δλ.* hebt sich nicht nur in der Form (*βραχυλογία*) von andern Unterhaltungen ab, sondern auch durch seine Absicht. Die, welche sich unterhalten, sind dadurch aufeinander angewiesen, daß sie auf etwas Gemeinsames hinblicken, den *λόγος*, auf etwas, das sie beide interessiert, das aber etwas Drittes ist neben ihnen. In der subjektiven Äußerung des Meinenden ist ein Übersubjektives enthalten, dem der Fragende oder Antwortende zustimmen oder widersprechen kann.

Wir müssen noch hinzufügen, daß diese Auffassung des Gespräches, seines Ganges, Zieles und Gehaltes als eine Sonderart bewußt von anderer Art der Unterhaltung abgegrenzt wird. Die Anwesenden sagen: wenn du, Sokrates, weggehst, ist die Art der Dialoge für uns nicht mehr dieselbe, und Sokrates selber will seinem Partner zu zeigen versuchen, wie nach seiner Meinung der Antwortende antworten muß. Und welches ist denn der Inhalt, der eigentliche Zielpunkt des Gespräches? Sokrates sagt zu Protagoras: indem ich mich mit dir unterhalte (*δλ.*), will ich

nichts anderes als gerade das untersuchen, worüber ich selber jeweils nicht ein noch aus weiß. Wenn in solcher Aporie einer etwas entdeckt hat, geht er sogleich umher und sucht, wem er's zeige und mit wem er es sichere, bis er einen findet, vor dem er den λόγος, der aus der Aporie heraushilft, prüfen kann (348cd).

In Platons Dialog Gorgias, etwa sechs bis acht Jahre nach dem Protagoras, finden wir für das sokratische δλ. neue und deutlichere Züge. Im δλ. will Sokrates das Wesen der Sache erfassen, von der man spricht. Du versuchst mich nach Rhetorenart zu überführen, sagt Sokrates zu seinem Mitunterredner; denn vor Gericht glauben die Rhetoren die andern zu widerlegen, indem sie für ihre Behauptungen Zeugen und Autoritäten anführen. Eine solche Widerlegung aber taugt nichts im Hinblick auf die *Wahrheit*. Solange nicht der einzelne, konkrete Mitunterredner zustimmt, hat der Partner nichts gewonnen, auch wenn er durch noch so viele falsche Zeugen ihn aus dem Wesen und der Wahrheit zu werfen versucht.

Man unterhält sich miteinander nicht aus Streitsucht, sondern um zu *wissen;* weil man wissen will (453b, 505e). Wenn eine Frage gestellt wird, gilt sie nicht der Person, sondern der Vollendung des λόγος. Eine Behauptung, die nichts taugt, wird der Mitunterredner widerlegen. Aber das Wahre kann nie widerlegt werden; dieser Wahrheit jagt Sokrates jetzt nach. Jede Antwort enthält eine Bejahung oder Verneinung; wenn der Mitunterredner zustimmt, ist das, was besprochen worden ist, gefestigt. Als einmal der Mitunterredner streikt, führt Sokrates, indem er sich selber fragt und sich selber antwortet, das Gespräch zu Ende: um der Wahrheit willen. «Du, Sokrates, kannst nicht λέγειν, wenn dir nicht einer antwortet.» (519 d).

Sokrates befürchtet einmal, Gorgias hege den Argwohn, daß er einfach gegen ihn – Gorgias – als gegen eine Person und nicht zur Sache spreche, damit sie sichtbar werde. Wäre Gorgias ein Mensch wie Sokrates, so würde Sokrates ihn am liebsten durch und durch fragen. Denn er gehöre zu denen, die sich gerne widerlegen lassen, wenn sie etwas nicht der Wahrheit gemäß sagen, und die selber gerne überführen, wenn ein anderer nicht das Wahre sagt. «δλ. lohnt, wenn du es für einen Gewinn hältst, widerlegt zu werden» (461a). Sollte Gorgias auch ein solcher Mensch sein wie Sokrates: «dann wollen wir δλ.» (458b).

Im letzten Teil des Gorgias von Platon spricht Sokrates mit Kallikles, der mit seinen Meinungen den weitesten Gegensatz zu Sokrates darstellt. Wenn zwischen dir und mir Übereinstimmung zustande kommt, bedarf es keines andern Kriteriums mehr; denn die Übereinstimmung zwischen dir und mir hat schon τέλος τῆς ἀληθείας.

Der Dialog Gorgias ist der letzte der sog. sokratischen Dialoge Platons und zugleich der erste, der über die Philosophie des Sokrates hinausführt. Wir halten daraus fest: δλ. ist eine Form der Unterredung, die nicht – gleich der Rhetorik – gegen Menschen sich richtet, sondern der es um Wahrheit zu tun ist, um einen richtigen, unwiderlegbaren Tatbestand, der im gemeinsamen Suchen und Prüfen

sichtbar werden soll. Der Dialog führt nicht mehr in die Aporie, sondern zum Wissen, zur Findung des Wahren.

Bis jetzt ließen sich die besondere Weise der sokratischen Untersuchung und Gesprächsführung und ihr Gehalt in den vorhandenen, aber freilich explizierten Begriffen *δλ.* und *διάλογος* einfangen. Sokratische *διάλογοι* sind etwas anderes als die Unterredungen anderer Menschen, etwas grundsätzlich anderes als die Diskussionen der Sophisten. Ein besonderes *Wort* schien bis jetzt zur Bezeichnung der besonderen Art nicht notwendig zu sein: sie wird eben beschrieben, mit Fragen und Antworten usw. expliziert und liest sich aus dem Gang des Dialoges. An einer Stelle allerdings ist man fast darauf vorbereitet, eine neue Bezeichnung zu hören (Gorg. 448d): Polos hat – so sagt Sokrates –, wie aus seiner Rede sichtbar wird, sich mehr bekümmert um die sogenannte Rhetorik als um *δλ.*: *τὴν καλουμένην ῥητορικὴν μᾶλλον μεμελέτηκεν ἢ διαλέγεσθαι.* Die analoge sprachliche Formulierung für den Gegensatz hieße wohl: ... *ἢ τὴν διαλεκτικήν.*

Indem man den Dialog Gorgias noch in einer andern Hinsicht überblickt, erkennt man es immerhin als begründet, warum das Wort Dialektik noch nicht notwendig, noch nicht möglich war.

Der Dialog Gorgias kämpft gegen die Sophistik und greift sie in der Rhetorik an. Die Rhetorik weiß nicht, was Recht und Unrecht ist, sie weiß auch in denjenigen Gebieten, welche Einzeldisziplinen zugehören, nichts über die Zweckmäßigkeit und Begründung der einer Einzelwissenschaft eigentümlichen Mittel. In Fragen der Heilkunde z. B. sucht die Rhetorik den Hörer zu einer bestimmten Meinung zu überreden, ohne das gegenseitige Verhältnis von Krankheit, Heilmittel und Gesundheit zu kennen. Über dieses Verhältnis, über die Wirkung eines Heilmittels kann nur eine *τέχνη* Auskunft geben, nicht auf Grund der Erfahrung, sondern dank der Einsicht in die Ursachen. Die Rhetorik aber ist keine *τέχνη*, sie ist nur Erfahrung und Routine; sie weiß ja auch über ihre eigenen Mittel keine Rechenschaft abzulegen, geschweige über die besonderen Mittel einer besonderen *τέχνη*. Deshalb heißt die Rhetorik in jenem angezogenen Satze (448d) die sogenannte Rhetorik: die angebliche Wissenschaft der Rede.

Die «sokratische»[1]) Methode des *δλ.* ist aber ihrerseits ihrer eigenen Grundlagen auch noch nicht soweit sich bewußt geworden, daß sie *τέχνη* des *δλ.* heißen könnte, analog etwa der *τέχνη ἰατρική* oder der *τ. γυμναστική*. Es ist kein Zufall, daß von einer «*τέχνη*» *διαλεκτική* in den platonischen Dialogen erst da gesprochen wird, wo Platon in seiner über Sokrates hinausführenden Erkenntnistheorie, in den Ideen die Grundlage zur Sicherung der Wahrheit gefunden hat; diese Wahrheit bedarf zu ihrer Sicherung nun nicht mehr der Zustimmung des Mitunterredners (vgl. Sokrates und Kallikles im Gorgias). Diese Erkenntnistheorie wird ausführlich im Staate dargelegt. Da es hier aber nicht um deren Entwicklung und Darstellung, sondern um ihre sprachliche Bezeichnung geht, sind noch einige Zwischenstufen zu prüfen.

[1]) Sokratisch heißt hier und sonst: die in den platonischen Dialogen dem Sokrates zugeschriebene, an Sokrates entwickelte Methode.

Bevor das Wort *διαλεκτικός* als Bezeichnung einer «*τέχνη*» erscheint, wird es zweimal als selbständiges Adjektiv verwendet, als Ableitung zu *δλ.*, dessen vollen Gehalt es auffängt, ohne ein neues Moment dem Bedeutungs*inhalt* hinzuzufügen. Freilich darf man aus dem Auftreten der Ableitung *διαλεκτικός* allein schon vermuten, es sei der mit dem Worte *δλ.* bezeichnete Sachverhalt so wichtig und vor allem so *selbständig* geworden, daß sich das Bedürfnis einstellte, ihn auch in neuen Beziehungen, d. h. aber auch: mit andern sprachlichen Mitteln als mit den Formen des Verbums *δλ.* auszudrücken. Die Sproßform *διαλεκτικός* gestattete z. B. ohne Umschreibung den Mann zu bezeichnen, der über das richtig zielende Fragen und Antworten, Rechenschaftgeben, Zustimmen und Widerlegen, über die Mittel zur Findung und Sicherung der Wahrheit verfügt.

Im Dialog Menon muß sich Sokrates einmal sagen lassen, daß mit seiner eben formulierten Antwort nicht viel erreicht sei. Er meint darauf: die eben gegebene Antwort ist für mich wahr. Wäre der, welcher die Frage gestellt hat, ein Sophist, einer von den Liebhabern des Streites und Redewettkampfes, dann würde ich ihm sagen: *ich* habe meine Sache gesagt; wenn ich's nicht richtig sage, so ist es jetzt an dir, das Wort zu ergreifen und mich zu widerlegen. «Wollen aber die zwei, so wie du und ich jetzt, in Freundschaft miteinander diskutieren (*δλ.*), so muß man weniger schroff und *διαλεκτικώτερον* (mehr in der Art des *δλ.*) antworten. *διαλεκτικώτερον* – fährt Sokrates selber fort – heißt aber wohl: nicht nur das Wahre antworten, sondern auch durch dasjenige antworten, was der Fragende zu wissen zugesteht» (75cd).

Δλ. und *διαλεκτικῶς* ist hier das philosophische Disputieren, dem es – im Gegensatz zur Wortkunst der Eristiker – nicht auf das Obsiegen ankommt, sondern auf die Gewinnung der Wahrheit, und zwar so, daß der andere sie auch erfassen kann. Die sokratische Weise des *δλ.* – Fortschreiten auf die Wahrheit hin im Zusammenwirken – ist in dem Worte *διαλεκτικώτερον* noch ganz gegenwärtig. Daß aber diese Methode, dieses Verhalten mit einem Adjektiv benannt, aufgerufen werden kann, zeigt, wie weit sie schon als eine besondere Methode bewußt geworden sein muß.

Im Euthydem und Kratylos findet sich das Wort *διαλεκτικός* als Bezeichnung eines Menschen, aber nun so, daß dasjenige, was wir bis jetzt das Sokratische genannt haben, zurücktritt.

Sokrates sucht im Dialog Euthydem mit zwei Eristikern zusammen die allumfassende *ἐπιστήμη*, welche die Menschen die Lebensgüter so gebrauchen lehrt, daß sie glücklich leben. Sie ist nicht zu finden, auch wenn man von ihr weiß, was sie leisten müßte: nämlich jedes andere Wissen – die Spezialwissenschaften – hätte sie zu begründen und hätte – als die königliche *ἐπιστήμη* – die Menschen gut zu machen. Auf der Suche nach dieser höchsten *ἐπιστήμη* zeigt sich immer wieder, daß die bekannten zahlreichen *ἐπιστῆμαι* – Künste, Handwerke usw. – zwar produzieren, aber keine Anweisung geben, wie man das von ihnen Geschaffene gebrauchen soll. Alle die erwähnten *ἐπιστῆμαι* sind Jagdkünste, die die Beute erlegen;

wer macht aber von dieser den richtigen Gebrauch? Solche Jagdkünstler sind neben den Fischern und Jägern auch die Geometer, Astronomen, Mathematiker. Da diese ihre Beute nur zu erjagen, aber nicht zu nutzen wissen, übergeben sie ihren Fund den *διαλεκτικοί*, damit diese davon Gebrauch machen.

Die Stelle bliebe dunkel, wenn man dahinter nicht den im Staat entwickelten Erkenntnisgang sich abzeichnen sähe. Hier sei nur soviel festgehalten: die *διαλεκτικοί* sind den Mathematikern überlegen; denn sie wissen von deren Erkenntnissen erst den rechten Gebrauch zu zeigen, so daß die Menschen das Gute gewinnen. Die *διαλεκτικοί* besitzen eine königliche Kunst, die den ihr zudienenden *ἐπιστῆμαι* erst Sinn verleiht (289dff.).

Ähnliches im Kratylos. Die Bezeichnungen, *ὀνόματα*, sind das Werk eines Gesetzgebers. Gleich einem Werkzeugmacher, der auf das Urbild (*εἶδος*) der Webernadel z. B. blickt, wenn er sie in Metall herstellt, muß der Werkzeugmacher der Sprache verstehen, die jedem Ding von Natur zukommende Bezeichnung zu erschaffen, indem er auf jenes hinblickt, was der Name *ist*. Wer entscheidet nun beim Werkzeug, ob die zweckentsprechende Form im Werkstoffe wiedergegeben ist, Werkzeugmacher oder Benützer? Der zweite. Und wer ist der beste Aufseher über das Werk des sprachlichen *νομοθέτης* und kann seine Leistung am besten beurteilen? Ist das nicht der, welcher zu fragen versteht? Und zu antworten? «Den aber, der zu fragen und zu antworten versteht, nennst du doch *διαλεκτικός*?» Unter der Aufsicht des *διαλεκτικὸς ἀνήρ* kommt also die Bezeichnung zustande, die *φύσει ὀρθόν* ist (389bff.).

Die Anspielung auf das Fragen und Antworten, jenes vorzügliche Merkmal des frühplatonischen *διαλέγεσθαι*, verhüllt nicht die eigentliche Bedeutung von *διαλεκτικός* an dieser Stelle. Der *διαλεκτικὸς ἀνήρ* – der zum *δλ.* fähige Mann – kennt das Wesen, das Urbild der Dinge und vermag von ihm aus zu beurteilen, was an ihm, als an ihrem *τέλος*, teilhat.

Blicken wir auf den Protagoras zurück, so dürfte man etwa sagen: Auch dort war schon im Wechsel von Frage und Antwort, im Entgegennehmen der Antwort eine Methode der denkenden Untersuchung postuliert, der es nicht um das Rechthaben ging, sondern um die Prüfung der Aussage, freilich nicht der Behauptung allein, sondern auch des Menschen, mit dem sich Sokrates unterhielt. Auch dort gab es schon eine Regel des Denkens, die zwar nicht die Wahrheit erreichte, aber dazu zwang, eine Behauptung zu prüfen, ihre Tragweite abzugrenzen, das Haltbare daran zu begründen und dadurch zu sichern[1]).

Will man einen Ausdruck mit der gebührenden Vorsicht hier anwenden, so ließe sich etwa sagen: Platon hat am *δλ.* des Sokrates *erlebt*, daß es ein dem Objekt

[1]) Über die Entwicklung der platonischen Dialektik, als einer philosophischen Methode, orientiert, ohne auf die Benennung dieser Methode einzugehen, Stenzel in seinen «Studien zur Entwicklung der platonischen Dialektik von Sokrates zu Aristoteles» 1917. Die Bezeichnung der sokratischen Philosophie als einer «Dialektik» ist vielleicht praktisch, aber willkürlich; sie entspricht in keiner Weise platonischem Sprachgebrauch, der nur eine platonische Dialektik kennt.

zugewandtes Denken und Erkennen, daß es eine aus dem Wissen sich rechtfertigende Methode der Untersuchung gibt, im Fragen, Antworten, Rechenschaftablegen. Weil er diesen ersten Impuls denkender Bemühung um das Objekt im sokratischen Dialoge erfahren hat und weil gerade dadurch sokratisches *δλ.* sich von anderer Art philosophischer d. h. sophistischer Diskussion unterschied, ist von Anfang an im Worte *δλ.* das Merkmal der Bemühung um die Wahrheit, des Willens zur Erkenntnis da.

Mit der eigenen philosophischen Entwicklung Platons ändert sich die Bedeutung des Wortes *δλ.*; das Dialogische, die Bindung an den Mitunterredner tritt in den Hintergrund, die tragende Bedeutung ist die im sich sichernden Denken fortschreitende Erkenntnis des Seienden.

Diese Bedeutungsentwicklung macht das Wort *διάλογος* nicht mehr mit. Es bleibt bei der Bedeutung Zwiegespräch, Dialog, bei Platon natürlich: sokratischer Dialog. Dagegen zeigt sich ein eigentümlicher Versuch, für das zurückbleibende *διάλογος* ein anderes Substantiv heranzuziehen, das imstande wäre, den nunmehr erreichten Gehalt von *δλ.* substantivisch zu fassen. Im 5. Buche des Staates (454c) polemisiert Platon gegen die Eristiker, die Ganzklugen, die in der Diskussion nicht um die sachgemäße Erfassung des aufgegebenen Problems sich bemühen, sondern durch logische Täuschung und Unterschiebung recht zu behalten suchen. Sie untersuchen die Begriffe nicht genau, und indem sie z. B. statt eines konträren einen kontradiktorischen Gegensatz unterschieben, kommen sie zu ungereimten Folgerungen. Großartig ist die Macht der Widerspruchskunst (*ἀντιλογική*), sagt Sokrates in diesem Zusammenhange. Denn viele verfallen ihr auch wider ihren Willen und sind dabei der Überzeugung, nicht zu streiten, sondern philosophisch zu diskutieren: *οὐκ ἐρίζειν, ἀλλὰ διαλέγεσθαι.* Denn sie sind nicht imstande, das Behauptete so zu untersuchen, daß sie nach Artbegriffen trennen. Sondern sie versuchen zu widerlegen, indem sie sich nur an die Worte halten. «Streit – nicht sachgemäße Erkenntnis verwenden sie gegeneinander»: *ἔριδι – οὐ διαλέκτῳ πρὸς ἀλλήλους χρώμενοι.* Die Antithese *ἐρίζειν – δλ.* wird also substantivisch wiederholt: *ἔρις – διάλεκτος. δλ.* und das entsprechende *διάλεκτος* sind aber an dieser Stelle nicht mehr nur Fragen und Antworten, Unterhaltung im Gespräch. Rede und Gespräch wäre ja auch das Wortgefecht. Sondern innerhalb der Form des Gespräches gibt es diejenige Erörterung, die auf Erkenntnis zielt und zur Erkenntnis in logisch richtiger Weise gelangen will.

Indem das Wort *διάλεκτος* hier als Substantiv zu *δλ.* tritt, gewinnt es eine ganz singuläre Bedeutung. Es vertritt, wenn man so sagen darf, *διάλογος* auf der neuen Stufe, die *δλ.* erreicht hat.

Außerhalb der platonischen Schriften heißt *ἡ διάλεκτος* die Sprache, das Sprechen schlechthin, oder es bezeichnet die individuelle Sprechweise oder die Sprache einer Gesellschaftsschicht, später ja auch die landschaftlich gebundene Mundart. In dieser Bedeutung von *διάλεκτος* wie im zugehörigen *δλ.* ist aber das Merkmal des Zwiegespräches, der Folge von Rede und Gegenrede, völlig aus-

gelöscht[1]). In der Stelle Rep. 454c ist *διάλεκτος* ganz an den platonischen Begriff *δλ.* gebunden. Was hat Platon zur Aufnahme dieses Wortes bewogen? Darf man vermuten, daß etwa der sprachliche Anklang an ein vorschwebendes, aber noch nicht reifes *διαλεκτική* diese kühne Verwendung möglich machte? *διάλεκτος* ist ja, rein sprachlich betrachtet, die Mutter des Adjektivs *διαλεκτικός*.

Von den drei andern Stellen, wo *διάλεκτος* bei Platon vorkommt, setzen es zwei ebenfalls als Synonym zu *διάλογος*, wobei es das zweite Mal das «sokratische» *δλ.* auffängt (Symp. 203a; Theait. 146b); an einer dritten Stelle heißt es: eigentümliche, besondere Ausdrucksweise (Theait. 183b). Hier also kennt Platon *διάλεκτος* in der zu seiner Zeit üblichen Bedeutung. Um so bemerkenswerter erscheint die zeitweilige Erhöhung des Wortes *διάλεκτος*, nachdem *διάλογος* auf einer früheren Stufe des *δλ.* zurückgeblieben ist[2]).

Nach diesem Exkurs zum Worte *διάλογος* greifen wir die Entwicklung von *δλ.* wieder auf. *διαλεκτικώτερον* enthielt im Menon noch ganz die Situation und Eigenart des philosophischen Gespräches in der Nähe des Sokrates. Im Kratylos ist der *διαλεκτικὸς ἀνήρ* derjenige, der das Wesen der Dinge kennt und von ihrem Urbild her zu beurteilen vermag, wieweit sie an der Idee teilhaben.

Im Staate Platons sind *δλ.* und seine Ableitung *διαλεκτικός* bestimmt durch ihre Einordnung in der systematischen Darlegung der Erkenntnistheorie. Über dem Bereich der sinnlichen Erkenntnis vergänglicher Objekte erhebt sich in doppelter Stufung die Erkenntnis im Bereiche des Denkbaren. Die *mathematische Erkenntnis* geht zwar von Figuren aus, aber sie meint und deutet nicht die sichtbaren, gezeichneten Dreiecke, sondern faßt im Denken allein das Dreieck an sich. Solchen Objekten ist die *διάνοια*: das Denken zugeordnet. Die oberste Stufe ist die Erkenntnis der Ideen. Die mathematische Erkenntnis gründet sich auf unbeweisbare Voraussetzungen, z. B. den Begriff der Eins, des Geraden: Begriffe, über die sie weder sich selber noch andern Rechenschaft ablegen könnte. Die Erkenntnis der Ideen bedarf zu ihrem Gang weder der Krücke sichtbarer Abbilder, noch verwendet sie Grundlagen, über die sie nicht Rechenschaft ablegen könnte. Sie steigt von Idee zu Idee, bis sie bei der höchsten, der Idee des Guten, angelangt ist. Dann kehrt sie zurück, nachdem sie diesen wahren Anfang und Grund alles Seien-

[1]) *Διάλεκτος* Sprache: Hermippos, Antiphanes (CAF 1. 224. 2. 171); Sprechen: Hippocrates art. 30; Sondersprache: Aristophanes fr. 685 OCT (vgl. Demosthenes 37. 55). *δλ.* in der Bedeutung individuellen Sprechens: Hippocrates, de aere aq. loc. 22; eine Mundart sprechen: Herodot 1. 142.

[2]) Oben wurde schon bemerkt, daß die Einzahl *διάλογος* bei Platon dreimal vorkommt. Es bezeichnet im Sophistes, im Zusammenhang mit der Erörterung des Urteils, das «Gespräch der Seele mit sich selber», offenbar in gewollter Anlehnung an *διά-νοια* (263e, 264a; vgl. Theait. 189eff.). Auf eine eigene Schrift, den sog. Dialog Thrasymachos, wendet Platon das Wort *διάλογος* an Rep. 354b, in denjenigen Sätzen, die das erste Buch des Staates mit den folgenden verknüpfen. Ich sehe in dieser Stelle den ersten Beleg für die Benennung einer platonischen Schrift als eines «Dialoges». Im Gegensatze zu dem Worte *διάλογοι* in Prot., Alk. I, Lach., wo innerhalb eines Gespräches auf Teile dieses Gespräches verwiesen wird, erfaßt der Singular Rep. 354b ein ganzes, abgeschlossenes Gespräch, eben den schon früher verfaßten Dialog Thrasymachos. Der nächste Beleg, wo *διάλογος* (hier in der Mehrzahl) ein literarisches Werk bezeichnet, findet sich bei Aristoteles fr. 72. Sonst heißt es bei Aristoteles *Σωκρατικοὶ λόγοι* Poet. 1447b 11; vgl. Pol. 1265a 11.

den gewonnen hat, von Idee zu Idee schreitend und sie erkennend in ihrem Zusammenhang mit der höchsten Idee.

Von den Gegenständen dieser reinsten und wahrsten Erkenntnis, den Ideen, heißt es: diesen Teil im Bereiche des Denkbaren erfaßt der *λόγος* selbst *τῇ τοῦ διαλέγεσθαι δυνάμει* (511b). Diesen Ausdruck, den Platon von hier an bis in die letzten Schriften beibehält, mit manchen Variationen dazu, kann die Übersetzung nicht mehr nachahmen. Man kann wohl, das Wort *δλ.* übersetzend, nur noch von «dialektischer Erkenntnis» sprechen in dem eindeutigen Sinn, den der Begriff jetzt innerhalb der platonischen Erkenntnistheorie erhalten hat. Er wird gleich darnach (511c) variiert wieder aufgenommen *ἡ τοῦ δλ. ἐπιστήμη τοῦ ὄντος τε καὶ νοητοῦ*: die dialektische Erkenntnis des Seienden und Denkbaren. Die Würde, die dem *δλ.* hier zukommt, ist betont durch *ἐπιστήμη*, das den übrigen Wissenschaften (*αἱ τέχναι καλούμεναι* 511c) an Rang, weil an Klarheit der Erkenntnis, überlegen ist.

Es ist noch festzustellen, wie das Wort *διαλεκτική* selber in Platons Staat erscheint. Wo Platon von der Erziehung der künftigen Herrscher spricht, rekapituliert er seine Erkenntnistheorie und weist jeder neuen Altersstufe im Gange der Erziehung eine neue Stufe der Erkenntnis zu (7. Buch). In einem Vergleiche heißt da die Ausbildung im mathematischen Denken usw. ein Präludium zur eigentlichen Melodie (531dff.). Wer im Präludieren tüchtig ist, ist noch nicht *διαλεκτικός*; erst *τὸ διαλέγεσθαι* vollendet die Melodie, auf die es ankommt. Wenn einer versucht *τῷ διαλέγεσθαι*, unter Verzicht auf jede sinnliche Wahrnehmung, durch den *λόγος* zu dem vorzudringen, was jegliches Ding ist, und wenn er nicht abläßt, bevor er das, was das Gute selber ist, allein mit dem Denken erfaßt hat, so gelangt er ans Ziel des Denkbaren: und dieses Fortschreiten heißt *διαλεκτικὴ πορεία* (532b). Etwas später, nachdem *ἡ τοῦδλ. δύναμις* noch zweimal eingesprungen ist, heißt es *διαλεκτικὴ μέθοδος* (533c), sie allein unter allen Wissenschaften weiß von ihren Voraussetzungen Rechenschaft abzulegen. Sie allein dringt vor bis zu ihrer *ἀρχή*, um sich zu sichern. Sie allein verdient den Namen einer erkennenden Wissenschaft (*ἐπιστήμη*); wie eine Zinne krönt *ἡ διαλεκτική* alles Wissen; ein Höheres gibt es nicht mehr (534e).

So nebenbei erscheinen einzelne Züge, die an Früheres anklingen und frühere Stufen des Begriffes *δλ.* charakterisieren: Rechenschaft ablegen, das Erkannte befestigen. Und die künftigen Herrscher haben im Gange ihrer Ausbildung vor allem an diejenige Bildung sich zu halten, die sie am ehesten fähig macht, im *Sinne wahrster Erkenntnis zu fragen und zu antworten* (534d).

Das Wort *δλ.* hat also, wie diese Anspielung zeigt, früheren Gehalt nicht völlig verloren; es hat eine ganz neue Bedeutung hinzugewonnen. Jetzt, da die Erkenntnis, die es neu bezeichnet, als eine philosophische Methode, als eine *ἐπιστήμη*, gesichert und begründet ist, hat es auch das Wort *διαλεκτική* neben sich erhalten, das ja nach platonischem Sprachgebrauch mehr ist als nur das Femininum zu dem schon früher benötigten und möglichen *διαλεκτικός*.

Eine sprachliche Untersuchung darf an dieser Stelle einhalten, wo für eine philosophische Untersuchung nun erst die neue Aufgabe sich stellte: nämlich zu

zeigen, wie je nach den philosophischen Problemen, denen Platon sich zuwendet und in deren Bewältigung er seine bisherigen Erkenntnisse zu bewähren sucht, sich auch der jeweilige Gehalt des Wortes verschiebt und wandelt. Es sei nur noch angedeutet, daß vom Phaidros an vornehmlich die logische Leistung der Ideen Platon beschäftigt, die richtige Zusammenfassung und Zerlegung, die Über- und Unterordnung von Begriffen, die Möglichkeit der Verbindung der Ideen im Urteil, sodann die Untersuchung der Prädizierung überhaupt. In solchem Zusammenhang heißt es dann etwa: der *συνοπτικός* sei ein *διαλεκτικός* (Rep. 537c), oder: nach Gattungsbegriffen trennen und dasselbe *εἶδος* nicht für ein anderes halten und, wenn es ein anderes ist, nicht für dasselbe, das gehört zur *διαλεκτικὴ ἐπιστήμη* (Soph. 253c). Oder: wer so zu denken imstande ist, nimmt *eine ἰδέα* durch das Viele hindurch wahr, wie sie nach allen Seiten hin sich erstreckt durch das abgesonderte Einzelne, und wiederum viele andere *ἰδέαι*, die voneinander verschieden sind, aber von einer einzelnen von außen her umfaßt werden, und wiederum eine einzelne *ἰδέα*, die durch alle vielen hindurch in *einer* Einheit zusammengeknüpft ist, und wiederum viele *ἰδέαι*, die abgesondert nach allen Seiten hin abgegrenzt sind. Das aber heißt: nach *γένη* unterscheiden können, inwiefern die einzelnen Gemeinschaft eingehen können und inwiefern nicht. «Diese Gabe der Dialektik (*τὸ διαλεκτικόν*) wirst du keinem andern zuerkennen als dem in reiner und richtiger Weise Philosophierenden» (Soph. 253de; vgl. «die höchste *ἐπιστήμη*, die *ἐπιστήμη* der Freien – der Philosoph» Soph. 253c).

Eine Stelle aus dem Politikos sei noch angeführt und der zu Beginn erwähnten Auseinandersetzung im Protagoras gegenübergestellt; man wird so in einer Hinsicht die Entwicklung ermessen können, die *δλ.* erfahren hat. Im Protagoras hatte sich Sokrates mit Protagoras über die richtige Form des Gespräches gestritten und ihn gezwungen, sich der *βραχυλογία* zu bedienen; eine andere Art des philosophischen Gespräches konnte sich Sokrates nicht denken. Im Politikos läßt Platon den Sokrates sagen: wir dürfen die langen und kurzen *λόγοι* (die Äußerungen im Gespräch) nicht nach ihrer Länge und Kürze loben oder tadeln, sondern dürfen sie nur nach ihrer Angemessenheit beurteilen. Wenn wir in der Untersuchung einer aufgegebenen Frage so leicht und schnell wie möglich die Lösung finden sollen, so fordert uns der *λόγος* (das Ziel der Untersuchung) auf, die *Länge* erst in zweiter Linie zu beurteilen. In erster Linie sollen wir derjenigen Methode den Vorzug geben, welche uns befähigt, nach *γένη* zu trennen; wir sind aufgefordert, einen *λόγος* (eine Untersuchung, eine Darlegung), wenn sie dank ihrer Länge den Zuhörer zum bessern Finder macht, mit Eifer zu betreiben und uns über die Länge nicht zu empören. Nur insofern ist ein Tadel über die Länge der jeweiligen Äußerung berechtigt, wenn man zeigen kann, daß das Gesagte auch dann, wenn es kürzer gewesen wäre, die Teilnehmer des Gespräches *διαλεκτικωτέρους* gemacht hätte und fähiger, die Darlegung des Seienden im *λόγος* zu finden (286bff.).

Die Frage, welche zu der vorliegenden Untersuchung angeregt hat, war die: Warum bezeichnet Platon die höchste Erkenntnis zunächst mit dem Infinitiv

διαλέγεσθαι? Die Entwicklung des Begriffes *δλ.* durch die platonischen Dialoge hindurch hat darauf Antwort geben können. Von einem bestimmten Punkte an wächst aus dem *δλ.* das Adjektiv *διαλεκτικός* heraus; dieses Adjektiv wird zuerst für den Erkennenden gebraucht, dann auf den Erkenntnisweg angewendet, schließlich bezeichnet es, substantiviert, die oberste Stufe philosophischer Erkenntnis. Die Gliederung dieser Entwicklung zum Worte Dialektik hin in Stufen gilt wohl bis zum Staat. Nachdem aber einmal im Staate das Wort *δλ.* und die mit ihm und aus ihm gebildeten Ausdrücke als Bezeichnungen für die reine philosophische Erkenntnis gewonnen sind, wird aus diesem Wortkreis bald dieser, bald jener Ausdruck zur Bezeichnung der gleichen Sache verwendet. Ich zähle im Staate und den spätern Dialogen Phaidros, Parmenides, Theaitet, Sophistes, Philebos und Politikos 26 Stellen, die sich folgendermaßen verteilen:

ἡ τοῦ διαλέγεσθαι δύναμις, Rep. 511b, 532d, 533a, 537d; Parm. 135b; Phil. 57e.
τὸ διαλέγεσθαι, Rep. 532a (2mal), 537e, 539c.
διαλεκτική als Adjektiv neben *πορεία*, Rep. 532b;
neben *μέθοδος*, Rep. 533c;
neben *τέχνη*, Phaidr. 276e;
neben *ἐπιστήμη*, Soph. 253d.
ἡ διαλεκτική schlechthin, Rep. 534e, 536d.
τὸ διαλεκτικόν im Sinne von *ἡ διαλεκτική*, Phaidr. 266c; Soph. 253e.
διαλεκτικῶς, Phil. 17a.
διαλεκτικός als Bezeichnung des Philosophen Rep. 531d, 534b, 537c; Phaidr. 266c; Polit. 285d, 287a.
διαλεκτικὴ φύσις im gleichen Sinne, Rep. 537c.

Daneben kehrt auch in den Spätdialogen das einfache Verbum *δλ.* flektiert ab und zu wieder, in der anfänglichen Bedeutung des Gespräches, der Diskussion. Was schweigt ihr denn? sagt Sokrates im Theaitet, ich möchte uns doch zum Reden (*δλ.*) bringen und uns zu Freunden und Gesprächspartnern werden lassen. Darauf entgegnet freilich der älteste der Anwesenden: fordere einen der Jünglinge auf, dir zu antworten; denn ich bin einer solchen dialogischen Unterhaltung (*διάλεκτος*) nicht gewohnt (146a). Und Sokrates nennt seine besondere Art *ἡ τοῦ διαλέγεσθαι πραγματεία* (161e; vgl. 142c, 167e; Soph. 251c). Im Theaitet und Sophistes wirkt die Verwendung von *δλ.* zusammen mit der Erwähnung der Hebammenkunst (Theait. 150bff., 161e) oder dem Fragen und Antworten (z. B. Theait. 168e; Soph. 251d) als ein bewußtes Zurückgreifen auf die Gesprächssituationen der Dialoge der neunziger Jahre; im Timaios und den Gesetzen tritt *δλ.* hinter den einfachen Worten *λόγος* und *λέγειν* ganz zurück.

Platons Begriff und Wort *Dialektik* stammt aus den Jahren um 380. 80 Jahre früher soll der Eleate Zenon die Dialektik erfunden haben: *εὑρετὴν αὐτὸν γενέσθαι διαλεκτικῆς* (Aristoteles im Dialog Sophistes, fr. 65).

Die Tragweite dieser philosophiegeschichtlichen Notiz ist abzuklären, damit

der Irrtum aufgehoben werde, Platon habe mit seinem Begriff und Wort an die zenonische «Dialektik» angeknüpft.

Eine der zuverlässigsten Quellen über Zenons Lehre ist Platons eigene Schrift Parmenides. Darin läßt sich der junge Sokrates Zenons Schrift vorlesen und faßt dann den ersten *λόγος* zusammen: Nicht wahr, du meinst es so: wenn das Seiende Vieles ist, so muß es zugleich ähnlich und unähnlich sein. Das aber ist unmöglich; also ist es auch unmöglich, daß es Vieles gebe. Zenon bestätigt, daß er mit seinen Beweisen genau das sagen wollte. Darauf wendet sich Sokrates an Parmenides: Zenon will dir mit seiner Schrift den Dienst eines Freundes leisten. Denn in gewisser Weise hat er dasselbe geschrieben wie du. Du sagst in deinem Gedicht, daß das All Eines sei, und er sagt, es gebe nicht Vieles. In dieser Absicht, gesteht Zenon, habe er tatsächlich geschrieben. Er habe gezeigt, daß die Annahme (*ὑπόθεσις*) der Gegner des Parmenides, nämlich die Annahme, es gebe Vieles, in ihren Konsequenzen viel lächerlicher sei als die Folgerungen, die aus der Einheitslehre fließen (127 d ff.).

An einer andern Stelle der gleichen platonischen Schrift fordert Parmenides den jungen Sokrates auf, sich beizeiten für die Philosophie zu üben. Für diese Übung finde er eine Anleitung in Zenons Schrift. Er dürfe nicht nur der Erkenntnis der Ideen sich widmen und von den Ideen aus schließen, sondern habe noch folgendes zu tun: Wenn man annehme, jedes Einzelne *sei*, so dürfe man nicht allein die Folgen dieser Annahme untersuchen; man müsse auch annehmen, dieses selbe *sei nicht*, und dann die Konsequenzen dieser Gegenannahme untersuchen. Daraus ergebe sich die Übung des Philosophen (135 d).

Die Diskussion einer *ὑπόθεσις* auf ihre möglichen Konsequenzen, auf ihre Vollziehbarkeit hin ist also das Besondere in Zenons Verfahren. Zur *Übung* des Geistes wird sie dem Jüngling empfohlen; sie soll aber zugleich auch philosophisch etwas leisten, wie Zenon selber angedeutet hat: sie soll den Beweis erbringen, daß die Gegner eines im Ernste behaupteten philosophischen Satzes (hier war es die Lehre des Parmenides) mit ihrer entgegengesetzten Annahme zu unmöglichen Folgerungen kommen. Insofern leistet dieses Verfahren Zenons einen *indirekten Beweis* für den Satz, dem es zu Hilfe kommen will.

Diese zwei Merkmale – Übung und indirekter Beweis – finden sich in der Dialektik des Aristoteles wieder. In den Topika heißt es: Diese Bemühung (zu der die Topika, die Schrift über die aristotelische Dialektik, anleiten) ist dreifach nützlich: 1. zur Übung; 2. für die Diskussion mit der Menge (d. h. für die Streitrede); 3. für die philosophisch betriebenen Wissenschaften. Und im Sinne dieses dritten Gewinnes nennt Aristoteles als Ziel der Topika: eine Methode zu finden, dank der wir auf Grund von *ἔνδοξα* zu jedem aufgegebenen Problem vorläufige Schlüsse finden können (101 a 26; 100 a 18). *Ἔνδοξα* heißen die ernst zu nehmenden, aber noch ungeprüften Meinungen, wie sie die Sprache, als Gefäß der communis opinio, liefert (man denkt an die sprachlichen Analysen der Phänomenologen von heute) oder wie sie der Konsensus vieler Menschen oder wenigstens der Weisen zur Hand gibt. Diese Meinungen, *ἔνδοξα*, bei Aristoteles entsprechen den *ὑποθέσεις*, den

Annahmen der andern, bei Zenon. Die Topika untersuchen weiterhin den dialektischen Schluß, dessen Prämissen eben die *ἔνδοξα* sind, auf seine Leistungsfähigkeit. Als eine prüfende Voruntersuchung öffnet die aristotelische Dialektik einen Weg zu den *ἀρχαί*, den allgemeinen Voraussetzungen jeder philosophischen Untersuchung, indem sie, was in der wirklichen Erfahrung glaubwürdiger Menschen enthalten ist, auf seine Konsequenzen prüft und dasjenige sicherstellt, was philosophischer Arbeit als Grundlage dienen kann.

Wenn Aristoteles für ein solch vorbereitendes, prüfendes, indirektes Beweisverfahren Vorgänger suchte, konnte er bei Zenon ähnliches finden. Auch dort gibt es eine kritische Untersuchung der Annahmen anderer als Ergänzung der eigentlichen philosophischen, von einer *ἀρχή* ausgehenden Beweisführung; auch dort will dieses Verfahren zugleich der Übung im philosophischen Denken dienen. Das hat Aristoteles dazu geführt, Zenon den Erfinder der Dialektik zu nennen, nämlich der aristotelisch verstandenen Dialektik.

Damit ist freilich nicht bewiesen, daß das Wort Dialektik bei Zenon nicht schon vorgekommen wäre. Aber selbst wenn man annimmt, Zenon habe das Wort Dialektik gekannt, so läßt sich jedenfalls wahrscheinlich machen, daß Platons Wort Dialektik unabhängig und genuin von Platon geschaffen worden ist, ohne jede Anlehnung an eine schon geprägte Begriffsbezeichnung. Wir haben zu zeigen versucht, wie in der Entwicklung des Wortes *δλ.* bei Platon aus natürlichem Bedürfnis das Wort Dialektik entspringt – und zwar nicht auf einmal und nicht in ausschließlicher Geltung, als ein künftig nicht mehr abzuändernder Terminus. Es taucht auf mit der Entdeckung der Idee und ist von seinem ersten Auftreten an an die Ideenlehre gebunden. Nachdem das Wort *διαλεκτικός* (und *διαλεκτική*) geschaffen worden ist, vermag es nicht, wie man bei der Übernahme eines schon geprägten Wortes zu erwarten geneigt wäre, seinen Platz konkurrenzlos zu behaupten. Sondern es wechselt mit seiner Vorstufe, seiner sprachlichen Mutter, wenn man so sagen darf: der Infinitiv *τὸ διαλέγεσθαι* oder *ἡ τοῦ διαλέγεσθαι δύναμις* vermögen es immer wieder zu ersetzen. Dieses Tasten, diese Variation, die schon früher erwähnt worden ist, scheint die Entlehnung eines schon vorhandenen Wortes auszuschließen.

Sodann muß man darauf hinweisen, daß Platon die zenonische «Dialektik» auch kennt, aber sie ganz anders benennt. Er *kennt* sie; denn er benutzt sie im Dialog Parmenides, um die Unzulänglichkeit eleatischer Logik, die zugleich Ontologie ist, nachzuweisen. Zweimal wird im platonischen Parmenides eine jeweils neue *ὑπόθεσις* durchbesprochen, bis die Folgerungen durch ihren offenbaren Widerspruch sich selber und ihren Ausgangspunkt aufheben. Er *benennt* die zenonische «Dialektik»: sie heißt bei Platon *ἀντιλογικὴ τέχνη*: die Kunst des Widerspruches. Im Parmenides kommt zwar nur das Verbum *ἀντιλέγειν* vor, aber im Phaidros heißt es deutlich: Nicht wahr, wir wissen, daß der eleatische Palamedes (d. i. Zenon) *τέχνῃ* spricht, so daß den Zuhörern dasselbe als ähnlich und unähnlich, als eines und vieles, als ruhend und bewegt erscheint. Also gilt *ἡ ἀντιλογική* nicht nur für Gerichtsverhandlungen und Volksreden, sondern, wenn

es für alles Gesprochene wirklich eine einzige *τέχνη* gibt, so wäre es diese (Phaidros 261de; vgl. den Sophistes, wo die *ἀντιλογική* als Untergattung der Wortkampfkunst erscheint, ihrerseits wieder übergeordnet der Eristik 225aff.).

In diesem Merkmal der zenonischen Antilogik – Kunst des kämpfenden öffentlichen Wortes – ist zugleich die zweite Leistung gegeben, die Aristoteles für seine Dialektik postuliert hat (nützlich für die Diskussion mit der Menge, für die Streitrede Top. 101a 27). Platon und Aristoteles haben also in dieser Beziehung Zenon gleich beurteilt und das gleiche bei ihm festgestellt, wenn auch Platon Zenons Verfahren als *ἀντιλογική*, Aristoteles als *διαλεκτική* bezeichnet.

Im platonischen Dialog Parmenides wird der platonische Begriff Dialektik nur an einer Stelle ausdrücklich bezeichnet, und hier als ein unverkennbar platonischer Begriff, denn er gewinnt seine Bedeutung nur durch die Beziehung auf die Ideen. «Wenn einer keine Ideen der Dinge zulassen will und nicht für jedes Einzelne eine Idee bestimmt, so fehlt ihm ein Richtpunkt für das Denken, wenn er nicht zugibt, daß für jedes Ding eine ewige Idee vorhanden ist; und so wird er völlig zugrunde richten *τὴν τοῦ δλ. δύναμιν*» (135c).

Wenn es somit unwahrscheinlich ist, daß Platon seinen Begriff Dialektik unter zenonischem Einfluß geschaffen oder das Wort von Zenon übernommen habe, wenn es ferner unwahrscheinlich ist, daß Zenon überhaupt das Wort Dialektik gekannt habe, so bleibt noch die Frage, woher Aristoteles das Wort Dialektik für seine prüfende Methode geholt habe.

Mit seiner Benennung Dialektik kann Aristoteles nicht unmittelbar, in Fortführung platonischen Denkens, beim platonischen *Begriffe* Dialektik anknüpfen. Dieser Begriff setzt die Ideen voraus – Aristoteles anerkennt die Ideen nicht. Wo platonisches Denken – das Denken des *διαλεκτικός* – sich mit den Problemen des Urteils, der Prädikation beschäftigt, könnte man eine gewisse Nachbarschaft vermuten. Aber einigermaßen entsprechende logische Erörterungen finden sich bei Aristoteles gerade nicht in den Topika, der Schrift über die aristotelische Dialektik, sondern in den logischen Untersuchungen der Analytik und in de interpretatione, und dafür verwendet Aristoteles den Ausdruck nicht. Ein sachlicher Übergang von platonischer zu aristotelischer Dialektik ist nicht da. Gleichwohl vermute ich, daß Aristoteles das Wort Dialektik von Platon, dem Schöpfer dieses Wortes, übernommen hat. Das Wort hatte, von Aristoteles aus gesehen, seinen Sinn verloren; es hatte ja nur Bestand in seinem Bezug auf die Ideen. Aristoteles hat dann dieses überflüssig und herrenlos gewordene Wort, das eine philosophische Methode bisher bezeichnet hatte, in freier Weise einer von ihm bestimmten Form philosophischer Untersuchung zugeordnet. In solcher Übertragung eines vorhandenen philosophischen Terminus steht er nicht allein. Ebenso frei und willkürlich wie Aristoteles verfährt später Kant, der von neuen Grundlagen aus das wiederum entkräftete Wort Dialektik auf die Untersuchung der unzulässigen Vernunftschlüsse anwendet, ebenso verfährt noch einmal später Hegel, der in freier Weise dasselbe Wort auf den Prozeß der aus einander hervorgehenden Begriffe übertragen hat.

Ἐρωτικοὶ λόγοι

Par *François Lasserre*

Le problème de l'amour est étudié par Platon principalement dans deux dialogues, le *Banquet* et le *Phèdre*. Ecrits tous deux après le deuxième voyage en Sicile – 367 –, le *Banquet* certainement antérieur au *Phèdre*, ce sont des œuvres de la maturité du philosophe, à une époque où sa pensée, surtout dans le *Phèdre*, est parvenue à son plus haut degré de richesse et de culture, où pour la première fois elle fait un véritable effort de synthèse. Le *Banquet* se déroule tout entier sur ce sujet que lui a dévolu Phèdre dans le préambule; le *Phèdre* qui entreprend l'étude de l'objet et du fondement de la rhétorique consacre à l'amour toute sa première partie, sorte de longue digression provoquée par l'exemple du discours de Lysias. Mais il faut se souvenir que le discours de Lysias et le premier discours de Socrate ont plus pour but de servir de pierre de touche ou de point de comparaison dans l'étude de Platon que d'apporter leur contribution au problème de l'amour. La matière qu'ils traitent n'a qu'une importance secondaire: si Phèdre et Socrate se font prier pour prendre la parole, c'est qu'ils craignent de ne pas être à la hauteur sur le plan artistique. Mais l'exemple que Platon a choisi pour illustrer la bonne et la mauvaise rhétorique, un discours sur l'amour, se trouve atteindre des proportions telles et dépasser si bien le cadre que lui aurait fixé une composition plus rigoureuse qu'il finit par devenir comme le second sujet du dialogue. Le *Banquet* et le *Phèdre* nous introduisent dans le cercle de cette société de beaux esprits qui s'épanouit à Athènes dans les deux dernières décades du Ve siècle: le *Banquet* nous ramène fictivement à l'année 416 où Agathon fêtait sa première victoire tragique, le *Phèdre* à quelques années plus tard sans que la fiction permette de déterminer exactement la date; aussi bien Platon n'a-t-il pas cherché à le faire[1]). Dans l'un et l'autre dialogue il s'agit d'un banquet où la conversation a roulé sur l'amour, sujet naturel dans un tel cadre, certes, mais aussi sujet traditionnel en de telles circonstances et qui faisait souvent l'objet de discours puisque c'est sous cette forme littéraire que Platon nous le présente et non sous celle de l'entretien dialogué qui lui est habituelle. Ce sont ces discours traitant de l'amour qui font l'objet de la présente étude.

Il y a dans le *Banquet* cinq discours sur l'amour avant celui que Socrate rapporte de Diotime de Mantinée. Ceux-ci méritent, d'après un passage d'Aristote qui y fait

---

[1]) Lysias n'arrive pas à Athènes avant 413; Phèdre, dont les biens ont été confisqués en 413 à la suite du procès des Hermocopides, a dû quitter la ville à peu près à cette date et n'y revient pas avant 403. Comme il paraît être encore assez jeune dans le dialogue il faut supposer que Platon pensait plutôt au Phèdre de 413/412: il avait alors environ 35 ans.

allusion la dénomination «*ἐρωτικοὶ λόγοι*» (*Pol. II, 4; 1262b, 11*). Le même terme, dans le récit que Phèdre fait à Socrate, qualifie les discours, ou discussions qui prenaient la forme de discours, tenus chez Epicrate (*Phèdre 227c*). On attribue un *ἐρωτικὸς λόγος* à Aristote[2]) et Athénée et les rhéteurs connaissent sous ce terme, dont ils font soit un titre complet soit l'épithète d'un titre, plusieurs œuvres de péripatéticiens, en particulier de Théophraste (*Athen. XIII, 562, e*) et de Cléarque de Soles (*id. VI, 255b*)[3]). Pour eux *ἐρωτικός* est un *terminus technicus*, probablement qu'il l'est aussi déjà pour les péripatéticiens. Mais cet emploi ne semble pas encore usuel chez Aristote où le mot ne paraît pas signifier davantage que «*qui traite de l'amour*» comme chez Platon. Si le genre littéraire existait déjà, il n'avait pas encore sa dénomination spéciale. Néanmoins la parenté entre le suffixe = *ικός* et celui des termes de la classification des genres oratoires par Aristote dans le IIIe livre de la *Rhétorique* au chapitre 13, – *ικὴ* (*λέξις*), fait penser que très tôt après lui et dès que ce genre littéraire s'est à la fois généralisé et stéréotypé, au point que presque tous les philosophes des écoles issues du mouvement sophiste ont écrit un *ἐρωτικὸς λόγος*, le nom que lui connaissent les rhéteurs de basse époque a dû, déjà à ce moment, lui être donné.

Dans le *Banquet* l'épithète *ἐρωτικός* qualifie des discours inventés par Platon et il serait vain de chercher à établir leur authenticité ou même seulement une source précise, mais la question se présente différemment dans le *Phèdre* pour le discours de Lysias. Que Lysias soit réellement l'auteur du discours que Phèdre lit à Socrate est un fait qui n'a pas, à notre connaissance, éveillé de doute dans l'antiquité: Hermias, au Ve siècle, dans son commentaire du *Phèdre (p. 77)* rappelle qu'il est de Lysias lui-même et qu'il se trouve dans ses *Epîtres:* «*Il faut tenir pour certain*, écrit-il, *que ce discours est de la main même de Lysias*, etc. ...» Sa phrase n'a pas le tour d'une controverse, elle évoque seulement qu'on connaissait des écrits qui lui étaient faussement attribués. Comme nous ne connaissons ni la forme ni le contenu de ces *Epîtres*, nous ne pouvons pas contrôler la dernière indication du commentateur, mais elle est moins sûrement attestée ailleurs; d'autre part Phèdre ne nous dit pas que ce soit une lettre. Mais comme il s'agit d'un morceau d'apparat, la question est secondaire. De nos jours par contre le problème de son authenticité a été fréquemment soulevé: on en trouvera brièvement l'histoire dans l'introduction de Léon Robin à son édition du *Phèdre* (*Belles-Lettres, 1933, pp. LX sqq.*) et l'étude la plus sûre dans la thèse d'Heinrich Weinstock (*De Erotico Lysiaco, Diss. Münch. 1912*)[4]) qui se prononcent tous deux contre l'attribution du discours

[2]) *Athen. XV, 674 b.* – Cf. Rose: *Arist. Pseudep. p. 105.*

[3]) L'*ἐρωτικός* apocryphe de Démosthène doit appartenir à cette production.

[4]) La thèse de Weinstock rassemble un matériel extrêmement solide et précis: ce sont essentiellement des comparaisons de style et de langue qui lui donnent ses arguments les plus sûrs. Il reconnaît que l'ensemble a l'allure lysianique – p. 27 – mais que le détail dévoile la main de Platon – p. 51. Il s'attache particulièrement aux trois points suivants: le vocabulaire, l'usage grammatical et le nombre oratoire.

Remarquons d'une manière générale qu'il est dangereux de tirer des conclusions de la comparaison de ce discours avec l'ensemble d'une œuvre dont il ne nous reste pas même le

à Lysias. Robin insiste particulièrement sur le fait que l'abondance des détails qui introduisent la lecture de Phèdre est destinée à créer l'illusion de la vérité: «*Procédé littéraire*», dit-il, p. LXIV. C'est un argument à double tranchant car on peut se demander alors comment Platon s'y serait pris pour garantir l'authenticité d'un écrit mineur de Lysias, publié une quinzaine d'années au moins avant le *Phèdre*, et vraisemblablement même au début de la carrière de l'orateur à Athènes, c'est-à-dire encore 25 ou 30 ans plus tôt. De plus le premier discours de Socrate, dans sa seconde partie (*Phèdre 238d sqq.*), est une parodie du discours lu par Phèdre et l'intention parodique est assez visible pour qu'il soit difficile de supposer que ce discours ne soit à son tour qu'un pastiche. Quoique ce ne soit pas un fleuron à ajouter à la couronne de Lysias je prétends qu'il est juste de lui attribuer cet *ἐρωτικός* non seulement globalement mais jusque dans les plus petits détails, *κατὰ λέξιν*, selon l'expression de Diogène Laërce (III, 25), mentionnant la copie que Platon a faite du discours de Lysias.

On peut supposer que Platon a soigneusement choisi parmi des œuvres peu connues de Lysias cette pièce de pure rhétorique, sorte de fond de tiroir, pour en faire le prétexte à son étude sur la rhétorique et l'objet d'une vigoureuse critique de cet abus de l'art de la parole; en somme comme exemple de ce qu'il ne faut plus faire. Quoi qu'il en soit nous avons là le témoignage indubitable de l'existence d'un genre littéraire, genre mineur, qui a dû fleurir au cours de la fin du Ve siècle et dont il nous est possible de retrouver certains caractères soit directement par l'*ἐρωτικός* de Lysias, soit au travers des discours du *Banquet*.

La signification d'*ἐρωτικὸς λόγος* – discours qui parle de l'amour – est très imprécise: le discours érotique est soit adressé à un *ἐρώμενος* par un amoureux, comme le discours de Lysias, soit un discours sur la nature de l'amour, comme ceux du *Banquet*. Les titres d'ouvrages traitant ce sujet que nous retrouvons chez Diogène

---

cinquième et où seul l'*Olympique* est d'un ton analogue. Or c'est justement le caractère d'apparat de l'*ἐρωτικός* qui justifie la présence insolite de tel mot recherché, par exemple *ὑπολογίζεσθαι* (*Phèdre 231 b*) ou telle construction hardie, *τὰς διαφορὰς αἰτιάσασθαι* (*id. 231 b*) là où Lysias préfère d'habitude *αἰτιᾶσθαί τινα* dans le sens strictement juridique. Weinstock cite ainsi 8 mots et 14 locutions et métaphores qui seraient *ἅπαξ λεγόμενα* chez Lysias tandis qu'on les rencontre chez Platon: aucune des expressions qu'il a relevées n'est convaincante. En outre il faut remarquer que ces notations d'un style plus aventureux sont souvent groupées dans le discours en passages auxquels elles impriment par leur densité un caractère d'opulence verbale. J'en transcris le plus typique en soulignant les termes recueillis par Weinstock: «*τοῖς δὲ μὴ ἐρῶσιν οὔτε τὴν τῶν οἰκείων ἀμέλειαν διὰ τοῦτο ἔστι προφασίζεσθαι, οὔτε τοὺς παρεληλυθότας πόνους ὑπολογίζεσθαι, οὔτε τὰς πρὸς τοὺς προσήκοντας διαφορὰς αἰτιάσασθαι. Ὥστε περιῃρημένων τοσούτων κακῶν, οὐδὲν κτλ.*» – *Phèdre 231a;* cf. aussi *232c.*

En ce qui concerne les rythmes il n'y a matière à chicane que sur leur proportion car ils sont tous employés ailleurs par Lysias. Pour la clausule ditrochaïque le compte de Weinstock, 36%, est faux: il y en a 26% (57 sur 221), c'est-à-dire exactement autant que dans l'*Olympique* qui sert de point de comparaison. Pour la clausule héroïque – 8% contre 21% dans l'*Olympique* – elle se trouve dans la même infime proportion dans le discours parodique de Socrate: il saute aux yeux qu'elle est soigneusement évitée dans ce genre littéraire un peu mièvre, plus près du lyrisme que de l'épopée, tandis que l'*Olympique* qui est plus pompeux la supporte; preuve en soit aussi le fait que Socrate s'interrompt sitôt qu'il s'aperçoit qu'il est tombé dans un rythme épique (*Phèdre 241d*).

Laërce témoignent de cette diversité: pour Antisthène nous avons la mention d'un traité portant l'épithète *ἐρωτικός* qui devait contenir des préceptes, c'est le *περὶ παιδοποιίας ἢ περὶ γάμου*, d'une lecture probablement assez scabreuse. Nous connaissons d'autre part le titre d'un ouvrage *Κῦρος ἢ ἐρώμενος* qui devait être proche des premiers discours du *Banquet* par son contenu, et se présentait vraisemblablement sous la forme d'un exemple historique (il est mêlé à d'autres œuvres intitulées *Hercule*, le *Cyclope*, *Ménexène*, *Alcibiade*, etc. dans lesquelles ces figures incarnent des qualités ou des défauts humains: la sagesse, l'ivrognerie, la puissance, etc.)[5]). Chez Simias de Thèbes le *περὶ ἔρωτος* est cité au milieu d'œuvres de morale[6]); chez Euclide de Mégare nous trouvons un *Ἐρωτικός* à la suite de dialogues portant comme titre le nom d'un contemporain de l'auteur, il s'agit probablement d'une déclaration d'amour du goût de celle de Lysias[7]). La forme primitive et la plus fréquemment utilisée des *ἐρωτικοὶ λόγοι* a dû être celle que nous livre le discours de Lysias cité au début du *Phèdre*, c'est-à-dire un propos adressé à un être aimé. En effet, derrière les louanges de l'amour que s'efforcent de faire Phèdre, Pausanias, Eryximaque et Aristophane dans le *Banquet*, transparaît continuellement le souci de montrer les avantages que présente l'amour pour ceux qui en sont l'objet, c'est-à-dire de tenir un propos amoureux à quelqu'un. C'est même le premier reproche que leur adresse Agathon dans son exorde (*Banquet 194e*): tous sont partis de l'éloge – *ἐγκώμιον* – d'Eros, selon le sujet proposé, mais tous ont parlé de son action sur nous au lieu d'étudier sa nature, tous ont transposé dans l'application pratique ce qui devait rester une louange gratuite. Ce caractère personnel, subjectif est précisément ce qui distingue l'*ἐρωτικὸς λόγος* de l'*ἐγκώμιον εἰς Ἔρωτα* qu'a proposé Phèdre. Cette remarque ne vaut pas seulement pour ce sujet mais aussi pour tout l'enseignement sophiste dont l'objet est essentiellement pratique. Ce n'est qu'avec Platon, et non sans peine, que la philosophie cesse d'être une morale et se transforme soit en science soit en métaphysique. La réaction d'Agathon, puis celle de Socrate qui cherchera à définir la nature même de l'amour sont un signe précis de cette évolution qui ne trouvera son terme que chez Aristote. Les *ἐρωτικοὶ λόγοι* ont dû suivre la même évolution que nous pouvons du reste partiellement fixer par ce qui en est resté: qu'il suffise de comparer entre eux successivement l'*ἐρωτικός* de Lysias, la fin du *Banquet* ou *περὶ ἔρωτος* de Platon, la partie centrale du Phèdre, l'*ἐρωτικός* ou *περὶ ἔρωτος* de Théophraste et l'*ἐρωτικός* ajouté à l'œuvre de Démosthène. Ce dernier marque un retour artificiel à la forme primitive de la déclaration d'amour mais l'auteur ne parvient pas à ce que cette intention domine l'étude objective qu'il fait de la nature de l'amour.

D'autre part le caractère subjectif de l'*ἐρωτικὸς λόγος* dans sa forme originale le fait dériver directement de la poésie lyrique amoureuse, de ces *Ἐρωτικά*, monodiques surtout et composés en rythmes éoliens, qui servaient eux aussi d'assaison-

[5]) *Diog. Laert. VI, 15.*
[6]) *Diog. Laert. II, 108.*
[7]) *Diog. Laert. II, 124.*

nement aux plaisirs du banquet et n'étaient le plus souvent, comme le discours de Lysias, que des fantaisies de l'esprit ou des pièces de circonstance sans que le sentiment personnel y ait une place importante (cf. Anacréon: *Frr. 5, 17, 25, 45, etc. Diehl*[2]). Cette poésie nous est très bien connue et abondamment attestée, je ne cite que les paroles mêmes de Socrate: «*C'est très net*, dit-il, *j'en ai déjà entendu quelque part, mais est-ce chez Sappho, chez Anacréon le Sage, peut-être chez des prosateurs ?*[8])» De ces *'Ερωτικά* la définition la plus simple et la plus complète est celle de Didyme (*ap. Procl. in Phot. Bibl. 321a, 15sqq.*): «*Poème qui chante les circonstances de l'amour des femmes, des jeunes garçons et des jeunes filles.*» De la poésie à la prose il s'est produit une simple transposition due à l'influence de l'enseignement des Tisias, Prodicos et Gorgias, en un mot de l'avènement de la prose artistique dans la littérature grecque.

Chez Sappho déjà, puis surtout avec Anacréon, la forme de l'*'Ερωτικόν* se cristallise en même temps que son usage devient l'apanage de la poésie symposiaque. Le chœur du *Rhésos* en parle comme d'un genre particulièrement réservé au compagnonnage des banquets (vv. 360sqq.). Mais de la poésie ce n'est pas cela seulement que l'*'Ερωτικός* a retenu: outre le genre et le sujet il lui a emprunté sa matière et ses thèmes. Sa matière d'abord: il s'agit en définitive d'obtenir par ce *λόγος* la faveur de l'être aimé. Le discours de Lysias n'a pas d'autre contenu, celui de Socrate, dans sa partie parodique, devient un plaidoyer après avoir préalablement défini l'amour; les premiers discours du *Banquet* ont cette même introduction puis, très tôt, ils passent à la description des effets de l'amour dans les relations amoureuses, tant leurs auteurs respectifs sont incapables de demeurer dans une étude abstraite. Le contenu est partout le même: c'est l'ensemble des raisonnements par lesquels on espère vaincre la résistance de l'*ἐρώμενος*. Cette orientation est moins évidente dans les discours du *Banquet* que dans ceux du *Phèdre* car dans le premier de ces dialogues le sujet proposé n'est pas exactement celui d'un *'Ερωτικός* mais bien, comme le fait remarquer Socrate, de louer l'Amour; d'autre part Platon a pris soin de composer des discours qui servissent à construire son étude, laquelle a pour objet la nature même de l'Amour. De sorte que nous n'avons pour ainsi dire chaque fois que la première partie d'un *'Ερωτικός*, la louange de l'amour, mais nous avons vu qu'aucun des cinq premiers convives ne parvient à s'affranchir de l'influence de la forme originale de ce genre de *λόγος* et que leur éloge penche très vite vers le plaidoyer. Du reste la situation même et le souvenir des relations amoureuses qui unissaient certains convives et que nous pouvons fixer d'après le *Banquet* de Xénophon autorisaient les auditeurs à suppléer une conclusion dans le genre de celles qui terminent les raisonnements de Lysias, par exemple la suivante: «*Ainsi tu peux espérer, mon bien aimé, recevoir en partage plutôt l'amitié que la répulsion.*» Nous ne pouvons pas sur des données aussi minces rétablir le plan qui a peut-être été celui de ce genre de discours, d'autant plus que la liberté du propos

[8]) *Phèdre 235c.*

et du lieu où on aimait à le tenir permettait toutes les fantaisies, mais il reste toujours la combinaison de ces deux éléments: parler de son amour ou de l'amour en général et persuader son interlocuteur, supposé ou réel, de le partager. Ce procédé de raisonnement est hérité de la poésie lyrique avec cette différence que là où la prose sophistique s'attache à relier logiquement et le plus étroitement possible les deux éléments du discours, la poésie, elle, était moins composée, plus «*parataxique*». Il suffit de comparer au discours de Lysias un *'Ερωτικόν* d'Anacréon chez qui le genre a atteint sa forme la plus lapidaire et la plus définitive, par exemple *Diehl*² *5* qui permettra de mieux saisir à la fois leur différence et leur parenté. Chez Anacréon nous n'avons apparemment que la simple description d'un état sentimental mais c'est en réalité une invite, mi-sérieuse, mi-dépitée; pas de raisonnement, pas de construction logique, tout doit se comprendre à demi mot et se suppléer par l'auditeur ou l'auditrice. *Diehl*² *91* est beaucoup plus franc, ce doit être le dernier vers d'un bref poème, ainsi que l'indique le mètre catalectique, et c'est bien la conclusion d'un *'Ερωτικόν*. Tout cela est plus léger, plus aéré que la démonstration embarrassée de Lysias: ce sont cependant les mêmes éléments qui en forment l'armature.

Quant aux thèmes et lieux communs que les prosateurs ont pris aux *'Ερωτικά*, à côté de leur structure essentielle, ils sont si nombreux que leur énumération serait à la fois trop longue et trop fastidieuse. Qu'il me suffise d'en donner un exemple: dans le premier discours du *Banquet* Phèdre fait la supposition qu'une armée composée d'amants serait certainement invincible car l'amour inspire le désir de la gloire, et ce thème de la bravoure des amoureux est longuement développé (*Banquet 178e–179b*). Ce même développement est mentionné par Xénophon dans son *Banquet* (*VIII, 32*) mais il le place dans la bouche de Pausanias. Cette divergence dans la tradition ne permet pas de conjecturer que ce passage aurait eu effectivement sa place dans un *'Ερωτικός* dont Pausanias ou Phèdre aurait été l'auteur[9]), mais c'est un indice très sûr de l'existence de ce thème dans une littérature érotique contemporaine de la jeunesse de Phèdre, celle des *ἐρωτικοὶ λόγοι*. On en trouve de nombreuses répliques: dans le discours d'Agathon lorsqu'il exalte le courage invincible d'Eros (*Banquet 196b*), dans cette métaphore du discours de Lysias (*Phèdre 239c*): «*ὑπ' ἔρωτος ἡττώμενος*» ou encore dans le fastidieux développement qui occupe plusieurs pages de l'*'Ερωτικός* du pseudo-Démosthène (*Dem. Or. LXI, §§ 22–32 Blass 4*). Métaphore, image, allégorie, développement épique, peu importe l'ampleur, il s'agit là d'un thème et ce thème a sa source dans la poésie amoureuse. Reprenant ce thème dans un exemple historique, Aristote (*ap. Plut. erot. 17*), sur le courage de Cléomaque, se réfère à une chanson populaire des Chalcidiens d'Eubée (*Diehl*² *44*). Sous une forme plus simple ce thème se retrouve dans un chœur éolien de Sophocle, fameuse glorification de la

[9]) Ainsi Dümmler, *Academica, p. 43* d'après Teichmüller, *Literarische Fehden II, pp. 281sqq.*; plus tard cf. encore Pohlenz qui attribue l'image à Pausanias: *Aus Platos Werdezeit, Berlin 1913, pp. 394sqq.*

puissance de l'Amour (*Antigone v. 780*): «Ἔρως ἀνίκατε μάχαν, ...» ou plus simplement chez Alcée (*Diehl² 8*): «Δεινότατον Θεῶν.»

Le point culminant de l'étude de l'ἔρως dans le *Phèdre* est la description de la folie érotique, ἔρωτος μανία, où Platon a cherché à analyser le processus psychophysiologique de la naissance et du développement de l'amour (*249d sqq* et surtout *251a–252b*). Si le résultat de sa recherche est tout à fait nouveau et original, il ne faut pas cependant lui attribuer la découverte de tous les éléments qu'il assemble. Pareille recherche avait, semble-t-il, déjà été entreprise à la fin du Ve siècle à Athènes par le fameux médecin Dioclès de Carystos (cf. *Fr. 40 Wellmann*); mais surtout l'idée de considérer l'amour comme un délire est issue d'un lieu commun des discours érotiques et des poèmes de la lyrique amoureuse. Platon fait allusion à ce lieu commun lorsqu'il dit (*Phèdre 245b*): «μηδέ τις ἡμᾶς λόγος θορυβείτω δεδιττόμενος ὡς πρὸ τοῦ κεκινημένου τὸν σώφρονα δεῖ προαιρεῖσθαι φίλον.» Peut-être indique-t-il par λόγος le νοσεῖν de Lysias qui s'oppose dans son discours à σωφρονεῖν (*231d*), et cette image d'une maladie, d'un déséquilibre, est fréquente dans les ἐρωτικοὶ λόγοι: cf. Socrate (*Phèdre 241a*) et Phèdre dans le *Banquet* (ἔνθεος: *179a* et *180b*), de même Antisthène (νόσον: *Müllach 25*). Mais nous la retrouvons plus souvent encore dans la source commune aux ἐρωτικοὶ λόγοι et à Platon, la poésie érotique: Théognis *v. 1231*, Pindare, *Nem. XI v. 48*, Anacréon *34*. Il est intéressant aussi de suivre de près la description même de cette μανία, à partir de *231d:* la vue de l'objet désiré produit un frisson, de même les serviteurs d'Ajax frissonnent à la vue de leur maître chéri (*Soph. Aj. v. 693*): «ἔφριξ' ἔρωτι[10])», de même Ibycos (*fr. 6*) et avant lui Sappho (*fr. 50*) éprouvent l'amour comme un grand vent (cf. aussi Aristophane: ἀνεμώκεις δίναι dans *Oiseaux v. 702*). Les effets immédiats de l'amour, transpiration et chaleur insolite, rappellent le fameux poème de Sappho (*Diehl² 2*); le flux de la beauté (cf. *Alcman 36*) provoque en nous la sensation que des ailes nous emportent, et Platon décrit de très près l'origine de cette sensation, mais là encore il est entièrement dominé par une image qui prend naissance dans la poésie lyrique: telle est la sensation du chœur saluant Ajax (*v. 693:* περιχαρὴς δ'ἀνεπτάμαν), telle est celle, avant lui d'Anacréon (*Diehl² 52*) et d'Alcée (*Diehl² 68*) exprimée dans des ἐρωτικά[11]). Plus loin le désir agit comme un aiguillon sur l'âme (κεντουμένη), image qui rappelle celle des flèches de l'amour: Sappho parle aussi de cette piqûre (*Diehl² 137*) et c'est cette sensation qui vaut à l'amour l'épithète de πικρός (cf. *Plat. Epigr. 8*); Platon d'ailleurs développe encore le fameux γλυκυπικρόν de Sappho en étudiant la simultanéité de deux sensations opposées (*251d*). A la fin de ce passage Eros est nommé le médecin (*252a*) de nos passions comme à la fin du discours d'Aristophane dans le *Banquet* (*193d*). De tels exemples sont nombreux dans les deux dialogues. Ces lieux communs, et d'autres tels que la mention de la fragilité des serments d'amoureux[12]) n'ont pas

[10]) Idem *Esch. Fr. 387*. Remarquer le mètre éolien en qui nous transporte dans le climat de la lyrique amoureuse.

[11]) Cf. aussi *Diehl² Frr. Mel. Monod. adesp. 2.*

[12]) Pausanias dans le *Banquet* (*183b*). Cf. Hésiode: *Rzach 187.*

pour seule origine la poésie érotique, ils proviennent aussi de l'usage populaire, de la langue amoureuse dont se servaient les Grecs et dont les images, communes à l'ensemble des langues occidentales, sont le produit de l'observation individuelle de tous les temps et de tous les climats. De caractère léger facile, l'*Ἐρωτικόν* était très proche du parler du peuple et les poètes n'ont fait souvent qu'élever au rang d'images, parfois d'allégories, des métaphores que leur offraient le langage courant et la chanson populaire. Critiquant le discours de Lysias Socrate précise que les thèmes traités, car ce n'est en effet qu'une succession à peine ordonnée de thèmes communs, s'imposent au sujet et qu'il convient d'en excuser l'orateur, l'originalité de ce dernier consistant avant tout dans la manière de les développer et non dans son invention (*Phèdre 236a*). Un premier aspect de ces discussions amphigouriques sur l'amour disposant ingénieusement des thèmes courants nous a été conservé dans l'*Eloge d'Hélène* de Gorgias (*Fr. B 11 §§ 18sq.; Diels, Vorsokr.*[5] *II p. 294*). Ce n'est ici qu'une simple énumération de ces *τόποι* de l'*ἐρωτικὸς λόγος* : «*ἄμιλλαν ἔρωτος, ἀνθρώπινον νόσημα, ψυχῆς ἀγνόημα κτλ.*» C'est la forme qui est donnée à cette matière commune, les artifices dont on la revêt, cette *manière de dire*, qui la rendent littéraire et représentaient tout l'attrait des *Ἐρωτικοί*. C'est du reste ce que loue Phèdre après sa lecture: «*Οὐχ ὑπερφυῶς, s'exclame-t-il, τά τε ἄλλα καὶ τοῖς ὀνόμασιν εἰρῆσθαι;*[13])»

Il y a dans cette littérature d'apparat, en somme, comme un art trop vite développé où la forme, qui est née avec Gorgias au cours des trente années qui précèdent la scène du *Banquet*, s'est rapidement épanouie, a tiré à elle toute la sève, laissant loin derrière elle la pensée, de sorte que cette dernière est demeurée un élément secondaire, inutile, obscur à côté de tant de clinquant. L'équilibre entre l'expression artistique et la pensée ne sera atteint que plus tard lorsque la pensée sera assez forte pour diriger la forme: chez Lysias par exemple lorsqu'il aura pour nourrir son art oratoire une matière plus substantielle, celle qui alimente ses plaidoyers et ces discours politiques, une matière vraiment vivante. Avec Platon pensée et parole seront enfin maîtrisées et leur union créera l'éclat incomparable de ses dialogues où la pensée est toujours assez riche et puissante pour nourrir et diriger la parole et conserve un sang toujours généreux sous la parure de poésie dont elle est revêtue, ceci particulièrement à l'époque du Phèdre où il a réalisé le plus magnifique effort de synthèse. Ce qui a manqué aux élèves des premiers sophistes, c'est une «*épine dorsale*»[14]); Socrate dit (*Phèdre 237c*): «*Il leur manque la conscience de ce qu'ils ignorent l'essence des choses ... et qu'à mesure qu'ils progressent dans leur examen ils n'en livrent que le reflet*[15]).»

---

[13]) Socrate répètera ironiquement les mêmes paroles à la suite de sa *Palinodie* pour faire son propre éloge (*Phèdre 257a*): il est indubitable que l'*Ἐρωτικός*, ne pouvant exprimer en prose les fantaisies qui faisaient le charme de la poésie amoureuse, n'a pas cherché autre chose que la pompe du décor extérieur.

[14]) Selon l'expression de Friedrich Solmsen, *Die Entwicklung der aristotelischen Logik und Rhetorik, Berlin 1929, p. 273.*

[15]) *τὸ εἰκός*. La traduction de Robin ne rend pas la pensée de Platon: son erreur explique son embarras devant *ἀποδιδόασιν*.

Nous n'avons pas d'autre exemple que le discours de Lysias des débuts de ce genre mineur de la prose littéraire qui obtiendra une certaine faveur chez les Académiciens et surtout plus tard chez les disciples d'Aristote, mais nous possédons des témoignages certains que ce n'est pas une œuvre isolée. Que Phèdre prétende au début du *Banquet* que ni les poètes ni les sophistes n'ont encore écrit d'hymne à l'Amour n'est pas la preuve qu'il soit, en 416, le créateur des *ἐρωτικοὶ λόγοι*. C'est d'ailleurs une assertion inexacte puisque nous avons la mention et même trois vers de la première strophe d'un hymne à Eros d'Alcée (*Diehl*² *8*). D'autre part Socrate dit, après avoir écouté la lecture du discours de Lysias qu'il a déjà entendu quelque chose de ce genre même chez des prosateurs (*Phèdre 235c*). Il semble que l'universel Critias ait traité ce sujet[16]); Diogène Laërce le mentionne dans la liste des œuvres du philosophe Antisthène, qui était né vers 450 (*Diog. Laert. VI, 16* et peut-être *18*). Chez Euclide de Mégare et Simias de Thèbes, deux disciples de Socrate parmi les plus âgés (*id. II, 108* et *124*), enfin chez un certain Simon, dit le *Cordonnier*, qui aurait été à peu près contemporain de Socrate (*ibid. II, 122*). Nous avons vu plus haut que le désaccord de Platon et de Xénophon sur la tradition du thème de l'armée des amoureux était un sûr témoignage de l'existence des *ἐρωτικοὶ λόγοι*. Tous antérieurs au *Banquet* de Platon ils paraissent, au moins certains d'entre eux, avoir été écrits même avant la date que Platon donne à sa fiction – 416 – et peut-être avant 422, date à laquelle Xénophon place son *Banquet*, puisque ni l'un ni l'autre ne paraît craindre que le sujet des discours rapportés passe pour un anachronisme à une époque aussi reculée. D'avant 420 datent peut-être les discours d'Antisthène, de Critias et d'Euclide de Mégare; c'est dire qu'ils seraient contemporains de l'*Eloge d'Hélène* de Gorgias. Ainsi, sans remonter jusqu'à Diotime de Mantinée, c'est déjà dans la sophistique ancienne, chez les élèves de Philolaos par exemple, que ce sujet s'offrait à l'intérêt des prosateurs et passait de la poésie dans la prose artistique.

Cette littérature est perdue pour nous et nous n'avons pas lieu de le regretter car l'intérêt qu'elle présentait est bien mince. Cependant il aurait été utile de pouvoir suivre de tout près la manière dont peu à peu les éléments de la poésie passent dans la prose, quelle évolution ils subissent et jusqu'à quel point ils perdent leur caractère poétique une fois assimilés au langage prosaïque. Weinstock (op. cit.) refusait à Lysias une métaphore telle que *νοσεῖν* (*231d*) en parlant des souffrances de l'amour: ce jugement pose toute la question des audaces de la prose. Or cette métaphore nous la voyons entrer dans la prose artistique avec Gorgias (*ἀνθρώπινον νόσημα*) et Antisthène (*νόσον*) de sorte qu'à l'époque de Lysias elle devait être déjà tout à fait usuelle dans les *ἐρωτικοὶ λόγοι* puisque nous avons vu qu'elle y donne lieu à de nombreux développements. D'autres images se sont développées

[16]) *Sur la nature et les vertus de l'amour* (*Fr. B 42, Diels, Vorsokr.*⁵ *II p. 395*): traité dont pourrait éventuellement provenir le *Fr. B 48* qui est un paradoxe sur la beauté féminine des hommes et la beauté masculine des femmes, thème voisin de celui que développe sous forme de mythe l'*ἐρωτικὸς λόγος* d'Aristophane dans le *Banquet* (*189d sqq*). Cf. à ce sujet encore Xénophon *Memor. I, 2, 29.*

d'une manière analogue ou encore ont été enrichies par des exemples tel celui, cité plus haut, de Cléomaque gagnant une bataille parce que son amour lui donne du courage. Mais il est surtout utile de se souvenir que ces *ἐρωτικοὶ λόγοι* qui auront tant de vogue dès le IVe siècle sont nés comme tant d'autres nouveaux genres dans cette époque si féconde qu'est la fin du Ve siècle et que c'est d'eux que vient un certain nombre des éléments des plus admirables mythes que Platon a élaborés dans ces œuvres maîtresses que sont le *Banquet* et le *Phèdre*.

Felicior Augusto, melior Traiano!

Dieser Zuruf, mit dem der Senat noch in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Kaiser begrüßte[1]), wird in der Regel als ein Wunsch aufgefaßt. Noch Wilhelm Weber[2]) übersetzt die Formel mit den Worten: «Sei glücklicher als Augustus, besser als Traianus.» Es scheint unbeachtet geblieben zu sein, daß schon 1874 Wilh. Henzen in seiner Ausgabe der Acta fratrum Arvalium[3]) die in diesen Akten (CIL VI 2086 = Dessau 451) im Jahre 213 unter Caracalla aufgeführte Akklamation *iuvenis triumphis, senex imperator, maior Augusto* zum Vergleich herangezogen hatte. Die hier verzeichneten Zurufe enthalten schmeichlerische Behauptungen angeblicher Tatbestände, nicht Aufforderungen oder Wünsche. Ähnlicher Art sind die Akklamationen, mit denen der Kaiser Commodus vom Senate bedacht worden ist. Zu seinen Lebzeiten rief man ihm, wie der Senator Cassius Dio bezeugt[4]), befehlsgemäß alle möglichen Schmeicheleien zu, darunter auch: «Du bist der Herr, du bist der erste und der glücklichste von allen; du siegst, du siegst; als einziger seit aller Zeit, Amazonier, siegst du.» Diametral entgegengesetzt ertönten die Rufe, die demselben Commodus nach seiner Ermordung von den Senatoren nachgesandt worden sind. Wir besitzen einen wortgetreuen Auszug aus dem damals aufgenommenen Protokoll, eines der wenigen echten Aktenstücke, die sich neben dem sonstigen Wust von Fälschungen aller Art in der Historia Augusta erhalten haben[5]). Neben dem ständig wiederkehrenden Ruf *unco trahatur* und

---

[1]) Eutrop. 8, 5, 3 *ut usque ad nostram aetatem non aliter in senatu principibus acclametur nisi: Felicior Augusto, melior Traiano.*

[2]) Rom, Herrschertum und Reich im 2. Jahrhundert (1937) 42. In seiner früheren Schrift Der Prophet und sein Gott (1925) 149 entstellte Weber sogar den überlieferten Wortlaut: «Noch in späten Tagen wünschte man neuantretenden Kaisern: *‚sis felicior Augusto'*».

[3]) Acta fratrum Arvalium ed. Guil. Henzen (1874) 46.

[4]) Dio 72, 20, 2 *ἐπεβοῶμεν τά τε ἄλλα ὅσα ἐκελεύομεθα, καὶ αὐτὸ τοῦτο συνεχῶς· Καὶ κύριος εἶ καὶ πρῶτος εἶ καὶ πάντων εὐτυχέστατος· νικᾷς, νικᾷς, εἷς ἀπ' αἰῶνος, Ἀμαζόνιε, νικᾷς.* Überliefert ist *εὐτυχεστάτας νίκας νικήσεις ἀπ' αἰῶνος.* Die ersten beiden Wörter korrigierte Rob. Stephanus (ed. princeps) in *εὐτυχέστατος· νικᾷς.* Das dritte schlage ich vor in *νικᾷς εἷς* zu korrigieren nach der inschriftlich mehrfach belegten Formel *εἷς ἀπ' αἰῶνος (μόνος καὶ πρῶτος ἀπ' αἰῶνος),* die Louis Robert, Etudes épigraphiques et philologiques (Paris 1938) 108ff. lichtvoll erörtert und auch bei Tertullian de spectaculis 25 (*his apaeonos = εἷς ἀπ' αἰῶνος*) hergestellt hat; vgl. auch Louis Robert, Les gladiateurs dans l'orient grec (Paris 1940) 23, 1. Das durch meinen Vorschlag gewonnene dreifache *νικᾷς* scheint einleuchtender als die Annahme einer Aberratio, durch die *νικήσεις ‹εἷς›* zu *νικήσεις* geworden wäre. In keinem Fall genügt *ἀπ' αἰῶνος* ohne vorangehendes *εἷς*. Der gleiche dreigliedrige, das dritte Glied verstärkende Rhythmus findet sich z. B. im Ingreß der Akklamationen an Caracalla (CIL VI 2086 = Dessau 451): *felicissime, felicissime, te salvo et victore felicissime.* Zu den Akklamationen vgl. noch Alföldi, Mitt. Arch. Inst., Röm. Abt. 49 (1934) 79 ff. Instinsky, Hermes 77 (1942) 330 f.

[5]) Daß die Kapitel 18 und 19 der Vita Commodi tatsächlich, wie (18, 2) einleitend bemerkt wird, aus der Kaisergeschichte des Marius Maximus stammen, der den Wortlaut dem Senatsprotokoll entnahm, ist jetzt allgemein anerkannt. Vgl. Mommsen, Hermes 25 (1890) 251 = Ges. Schr. VII 324. Heer, Philologus Suppl.-Bd. 9 (1904) 187ff. Wilh. Weber, Gött.

andern Insulten (wiederholtem *carnifex senatus* u. dgl.) finden wir hier (19, 2) in den Worten *saevior Domitiano, impurior Nerone* eine bewußt ins Gegenteil gekehrte Nachbildung des obligaten Zurufs an die lebenden Kaiser *felicior Augusto, melior Traiano*[6]). Sie widerlegt aufs bündigste die Auffassung dieser vier Wörter als eines Wunsches und beweist, daß wir zu übersetzen haben: «*Du bist* glücklicher als Augustus, besser als Traianus.» *Felix Staehelin.*

Gel. Anz. 1908, 982, 3. Léon Homo, Rev. hist. 151 (1926) 187. Ernst Hohl, Wochenschr. f. klass. Phil. 1911, 1202; Bursians Jahresber. 256 (1937) 145f.; Klio 31 (1938) 176, 5.

[6]) Hermann Peter, Die Scriptores Historiae Augustae, literargeschichtliche Untersuchungen (1892) 221 und ihm folgend Heer a. a. O. 192 haben merkwürdigerweise nur die Ähnlichkeit des Zurufes an Commodus mit dem der Arvalen an Caracalla *maior Augusto* beachtet, nicht aber die viel schlagendere Parallele mit der von Eutrop. bezeugten Akklamation aller Kaiser im Senat. Das Richtige hatte auch hier schon Henzen (Acta fratr. Arval. 46) gesehen.

La libération de l'art grec: du primitivisme au classicisme[1]

Par *Waldemar Deonna*

I. L'esprit classique: rupture avec le primitivisme et l'orientalisme

Les influences orientales et égyptiennes, qu'il ne faut toutefois pas exagérer, ont été utiles à l'art grec dans sa période de formation, car sa jeunesse profitait de l'expérience de civilisations millénaires. Mais croira-t-on, comme on l'a prétendu, que sans elles il n'eût point été ce qu'il fut, qu'il n'eût point acquis sa merveilleuse originalité? Au contraire, si elles s'étaient prolongées, si le primitivisme qui les acceptait s'y était perpétué comme il s'est perpétué en Orient et en Egypte, l'art grec se serait endormi dans la routine, aurait répété lui aussi les mêmes formules traditionnelles, et n'aurait offert qu'un facies particulier de l'universel primitivisme.

Or, il est devenu classique; il a adopté des principes et des transcriptions dont on ne rencontre ailleurs que de rares essais, mais jamais l'application méthodique, si ce n'est sous son influence. C'est que, seul, il a changé radicalement son orientation esthétique. Cet esprit nouveau, qui recrée les données anciennes, instinctives, héritées, ou reçues de l'Orient, la Grèce ne le doit en rien à ce dernier. Au contraire, il consacre non seulement la rupture avec le primitivisme, mais aussi avec l'orientalisme. Entre ces esprits, ceux de l'Orient et du primitivisme d'une part, celui de la Grèce classique de l'autre, il n'y a aucune filiation; le dernier n'est pas issu du premier, et c'est à tort qu'on le prétend parfois. C'est cette différence radicale de conception artistique qui constitue le «miracle grec» en art, et la Grèce ne la doit qu'à elle-même.

Nous avons vu ailleurs quels en sont les principes directeurs et les applications, les raisons pour lesquelles il s'est manifesté en Grèce et point ailleurs. Quand donc s'y est-il formé et quand y a-t-il triomphé?

II. L'archaïsme grec: période de transition

De ses origines à la fin du VIe siècle, l'art grec appartient au primitivisme, et c'est pourquoi ses œuvres ressemblent, sans qu'elles les imitent nécessairement, à celles de l'Egypte et de l'Orient. Mais il accepte aussi les influences venues de ces pays, d'autant plus facilement que ceux-ci obéissent aux mêmes principes artis-

[1]) Chapitre d'un ouvrage pour paraître: Du miracle grec au miracle chrétien. Classiques et primitivistes dans l'art. Cf. en dernier lieu mon exposé général de ce thème: L'histoire de l'art comme expression de deux conceptions opposées: Primitivisme et classicisme. Pro Arte, Genève 1943, 139.

tiques. Par ses caractères, l'archaïsme grec se distingue nettement des périodes classiques qui suivront.

Entre une statue de l'archaïsme même le plus évolué, à la fin du VIe siècle, et une statue du classicisme commençant, soit au début du Ve siècle, si rapprochées pourtant dans le temps, les différences sont immenses, car elles revèlent deux conceptions artistiques tout autres. Comparez un Kouros, encore raidi dans l'immobilité de sa pose frontale, d'une anatomie encore incorrecte et figée au repos, à un éphèbe du temps de Pythagoras, si libre d'attitude, d'une anatomie devenue parfaite, incessamment modifiée par les mouvements du corps; comparez une Koré de l'Acropole d'Athènes, vêtue de sa draperie trop apprêtée, décorative, peu véridique, ornée d'une chevelure compliquée et minutieuse, à une jeune femme du Ve siècle, dont la draperie est à la fois simple et souple, c'est-à-dire vraie et vivante: vous comprendrez que ces divergences ne résultent pas de l'évolution chronologique qui ajoute de nouveaux progrès aux anciens, mais toujours dans le même cadre. Il y a autre chose: rupture décisive avec les principes antérieurs. L'artiste a changé sa vision mentale, par suite ses transcriptions figurées; il ne parle plus la même langue que son prédecesseur archaïque.

Il serait toutefois erroné d'exagérer cette scission. La vraie originalité de l'archaïsme grec n'est point d'être primitiviste, puisque tous les arts antiques le sont instinctivement. C'est au contraire de révéler sourdement aussi cet esprit nouveau, dont on relève ailleurs çà et là des manifestations timides, sporadiques et avortées, de multiplier ces exceptions, d'en ajouter de nouvelles, de les généraliser, autrement dit d'entrer en lutte consciente avec le primitivisme, par la collaboration de tous les artistes, et non plus, comme en Egypte, par les efforts de quelques isolés, vite réprimés par leurs collègues traditionalistes.

Par suite, si les œuvres de l'archaïsme grec diffèrent de celles du classicisme, elles commencent cependant à leur ressembler en certains points; si elles ressemblent à celles de l'Orient et de l'Egypte, elles commencent aussi à en différer, et elles le font de plus en plus avec le temps. Ces divergences apparaissent nettement, à comparer un Kouros ou une Koré de la fin du VIe siècle avec des statues égyptiennes, masculines et féminines: nudité idéale, souci de la vérité anatomique dont on rectifie sans cesse les erreurs, draperie savante et creusée, etc.

On a prétendu que l'archaïsme avait déjà réalisé le «miracle grec» du classicisme, et on l'a opposé aux arts orientaux. D'autres, au contraire, lui ont refusé même d'être une «préparation au classicisme». La vérité n'est pas si exclusive. L'archaïsme est une période encore primitiviste, mais où apparaissent déjà des données du classicisme; une période d'élaboration et de transition, qui associe certains principes nouveaux aux principes anciens, primitivistes, encore prédominants.

C'est pourquoi cette étape est pour l'érudit d'un passionnant intérêt, puisque la pensée nouvelle cherche alors à prendre conscience d'elle-même, à s'extérioriser, et à lutter contre la pensée ancienne. «Le mérite est à celui qui a conçu la première idée», dit Pindare. Ils ont eu le mérite, les imagiers archaïques, de préparer la

voie, et le classicisme du Ve siècle sera l'aboutissement de leurs efforts. C'est le «moment critique», celui de l'«invention première», trop souvent méconnu au profit de réalisations plus apparentes, et dont la valeur est précisément de contenir celles-ci en puissance. A ce point de vue, on peut comprendre le jugement, bien qu'excessif, de certains exégètes contemporains, qui se détournent d'un Phidias, parce que trop parfait, pour reporter leur admiration sur l'époque préparatoire des chefs-d'œuvre, l'archaïsme.

C'est aussi le moment où la pensée des Hellènes commence en Ionie à se dégager des entraves, en science, en littérature, en histoire, en poésie, à transformer la science orientale, empirique, utilitariste, mystique, en une véritable science, rationnelle et désintéressée. Art, littérature, science, chacun selon ses moyens propres, préparent de concert l'éclusion possible du classicisme.

III. Les innovations de l'archaïsme grec

Quelles sont les principales innovations de l'art grec pendant son archaïsme, qui le différencient des autres? Nous les avons mentionnées ailleurs, et nous nous bornons à les rappeler ici.

On a dit que «le VIe siècle a inventé, le Ve a trié». C'est trop amoindrir le rôle de ce dernier: il a non seulement choisi parmi les acquisitions de son prédecesseur, conservant certaines, éliminant d'autres, mais il les a développées, enrichies, et surtout, il les a transformées, en les traitant toutes avec l'esprit différent du classicisme. On peut dire cependant que l'archaïsme contient déjà en germe la plupart des données, matérielles et spirituelles, que le classicisme fera fructifier.

Il constitue ses techniques, son répertoire de thèmes, la destination qu'il leur assigne. Que de créations! temple dorique et ionique, avec son décor de frontons, de métopes, de caryatides; vases illustrés de scènes divines et humaines; types statuaires du cavalier, de Niké, etc.; toutes sont spécifiquement helléniques et destinées à être perpétuées par l'art.

Toutefois, ce qui importe plus que de créer des motifs nouveaux, c'est de modifier le vieil esprit primitiviste qui jusqu'alors commande partout les formes, et l'archaïsme s'y emploie.

L'anthropomorphisme décidé des Grecs affirme dans toutes les branches de l'art la prépondérance de l'homme, élimine de plus en plus à son profit les autres apparences de la nature, animale et végétale, voit déjà en lui, au contraire du primitivisme, le but le plus élevé auquel l'artiste puisse prétendre. Pour respecter l'intégrité de ce corps, on commence à éliminer les combinaisons monstrueuses qui l'altèrent, venues des Préhellènes, de l'Orient, ou inspirées par le primitivisme instinctif. Ses déformations décoratives, habituelles au primitivisme, que l'archaïsme aussi connaît, ne portent cependant que sur des détails, chevelure, barbe, oreille, indications musculaires, draperie, non point sur l'aspect général, qui n'est pas allongé, rapetissé à l'excès, disloqué de façon irréelle; au contraire, des traductions de plus en plus exactes les atténuent.

Ce corps humain s'éveille à la vie. Pour la première fois, la frontalité est rompue, non seulement dans des figurines, comme en Egypte, mais dans une statue, le cavalier Rampin; pour la première fois la statue acquiert le mouvement (Niké dite d'Archermos), partout ailleurs limité au dessin. Si conventionnel qu'il soit, le «sourire archaïque» dénote un désir conscient, que méconnaît le primitivisme, d'animer la physionomie, de ne pas restreindre la recherche à l'être physique, mais d'en pénétrer les ressorts intimes.

L'être humain s'offre maintenant aux yeux de tous dans son entière nudité idéale, et dans sa construction anatomique de plus en plus juste. Ce sont là, parmi d'autres, des traits proprement helléniques.

L'artiste commence à percevoir que la régularité et l'identité absolue des formes sont des vues de l'esprit, mais que la nature offre toujours une irrégularité et une diversité infinies, et il s'efforce, timidement encore il est vrai, d'échapper à la répétition et à la symétrie rigoureuses, qu'il subit tout d'abord comme tous les primitivistes, aussi bien en agençant le vêtement de ses Korés, en construisant les organes du corps humain, qu'en combinant les éléments d'une composition.

La vision artistique ne se contente plus de deux dimensions, qui déterminent tant de conventions du dessin et même de la statue, mais elle cherche à y ajouter la troisième, qui donne le volume, la profondeur. Le modelé devient de moins en moins superficiel et linéaire, pour creuser la matière, accorder aux plis de la draperie l'épaisseur qui leur convient, faire ressortir les masses musculaires de l'anatomie. Le dessin place les quadriges de trois-quarts, échelonne les personnages des reliefs sur plusieurs plans, s'essaie au raccourci et à la perspective. On éprouve le désir de trouer le fond jadis imperméable, pour faire jouer les corps dans l'espace, et l'on prélude ainsi à cette conquête de la profondeur, de la corporéité, qui sera achevée aux Ve et IVe siècles.

C'est que d'autres mobiles que ceux du primitivisme commencent à préoccuper l'artiste et à diriger sa main. L'art n'a plus exclusivement pour but de répondre à des nécessités sociales, religieuses ou civiques, d'être un langage figuré, mais il doit aussi exprimer la beauté, qui a ému le créateur et qui émouvra le spectateur. Le sens esthétique, désintéressé, relégué au second plan dans le primitivisme, entre en lutte avec l'utilitarisme.

Le corps humain n'est plus seulement un idéogramme qui narre les faits divins ou humains, ne sert plus seulement aux rites du culte divin ou funéraire, il existe pour lui-même, pour le plaisir que l'on éprouve à le contempler dans sa nudité, son anatomie, ses attitudes. La draperie ne couvre plus seulement le corps pour des raisons de convenance sociale, elle est belle par elle-même, par sa texture, les plis qu'elle fait en s'adaptant aux formes sous-jacentes, et parfois déjà, en s'associant à la nudité. On n'est plus indifférent à la matière dans laquelle on taille les images, mais son choix, celui du bronze et du marbre, est déterminé par des considérations esthétiques. Pour mieux la mettre en valeur, en même temps que pour mieux se conformer à la réalité, la polychromie des statues, totale et décorative aux origines,

comme en Orient et en Egypte, devient partielle, ne sert plus qu'à rehausser les détails de la chevelure, des yeux, de la parure et du vêtement, et laisse apparaître la blancheur du marbre, tout au plus réchauffée par une couche de gânosis.

Beauté, mais aussi vérité, celle de la vie. On tend maintenant à rendre la réalité telle qu'elle est, telle qu'elle apparaît aux yeux, à opposer la représentation optique à la représentation intellectuelle. L'observation du modèle, si déficiente ailleurs, se précise, et rectifie sans cesse les conventions et les erreurs de l'anatomie, de la draperie, répudie la monotonie des attitudes en leur faisant rompre la frontalité, et en leur donnant le mouvement, cherche le volume, élimine les fantaisies décoratives.

Vérité, par suite raison. Elle fait reviser les données du primitivisme et les emprunts faits à l'étranger. Les représentations figurées doivent être rationnelles; la faune monstrueuse de l'Orient s'appauvrit progressivement, les fantaisies décoratives qui transforment les organes humains en ornement diminuent.

L'art commence à se laïciser, à revendiquer les droits de l'homme contre la prédominance de la divinité. L'œuvre d'art, temple, relief, statue, n'est plus seulement destinée à celle-ci, elle doit aussi plaire et émouvoir les mortels qui l'ont faite et qui veulent en bénéficier.

L'artiste veut se dégager des contraintes de tout ordre, religieuses, ou techniques; il affirme son individualité, son indépendance de créer et de modifier sans cesse les formes, d'échapper au despotisme de la tradition, d'innover et de progresser.

Par cette recherche d'une humanité nouvelle, faite dans un esprit de vie, de vérité, de beauté, d'indépendance, l'artiste archaïque inaugure contre le primitivisme la réaction qui triomphera plus tard.

Quant aux emprunts faits à l'étranger, la Grèce archaïque ne leur est point asservie, elle n'en est point orientalisée. Peu à peu elle les revise, pour les assimiler et les adapter à son génie, les helléniser ou les éliminer. Ce double processus d'assimilation et d'élimination commence de bonne heure et se poursuivra pendant toute la durée de l'art grec avant qu'il n'ait été de nouveau envahi par l'Orient. Dès l'archaïsme il réagit contre l'exotisme, et, à la fin du VIe siècle, les résultats de ce travail d'épuration sont évidents. Les motifs orientaux qui abondaient sur les vases de style «orientalisant» sont désormais réduits et hellénisés. Comparez un vase à figures noires ou rouges de la fin du VIe siècle à un vase ionien, rhodien, corinthien: plus de rosaces, de torsades, de monstres hybrides; quelques motifs seuls ont survécu, quelques ornements, palmette, lotus, mais adaptés et faisant désormais partie du patrimoine national.

IV. La libération classique du Ve siècle grec

Ainsi préparée par les efforts de l'archaïsme, la révolution qui libère l'art, qui affirme le classicisme, et qui procède de la double rupture avec l'esprit primitiviste, instinctif, et avec l'esprit oriental, se produit vers la fin du VIe siècle, vers 500 en-

viron a. v. J.-C. L'ancienne vision et ses formules sont remplacées en tout, et non en quelques exceptions comme auparavant, par la vision et les expressions nouvelles.

Dans la statuaire au repos, la frontalité qui raidissait le corps, empêchait ses flexions naturelles, disparaît: désormais l'effigie peut représenter la vie en ses attitudes multiples et aisées, au lieu de la réduire à quelques schémas idéographiques. La statue en mouvement violent, acquise par l'archaïsme, y demeurait cependant soumise aux principes du dessin d'où elle était sortie, et plaçait un torse de face sur des jambes de profil; elle appartenait à une catégorie tout autre que celle du repos, et sans contact avec celle-ci. Elle profite des libertés nouvelles, abandonne la vieille convention, et donne aux corps, en des attitudes justes, les mouvements les plus compliqués, les actions les plus violentes. Jadis distinctes, les deux séries se confondent maintenant en cette recherche commune de la réalité. Par suite, les groupes statuaires abandonnent les vieux schémas qui les régissaient, et bénéficient de la même liberté. Le dessin acquiert définitivement le raccourci, qui construit les corps tels qu'ils nous apparaissent dans l'espace, s'essaie à la perspective qui les déforme selon leur distance par rapport à l'œil du spectateur, et ouvre sur la réalité le fond sur lequel ils sont projetés. Il les modèle par des hâchures, des teintes dégradées, qui leur donnent le volume. Même recherche du volume, de la corporéité en statuaire; elle amène l'artiste à creuser davantage la matière, et à substituer au modelé encore trop superficiel et linéaire un modelé profond, à faire «tourner» la statue, même plus tard à faire jouer sur elle les ombres et les lumières. Une observation exacte, délivrée des géométrisations, des symétries, des déformations décoratives, rejette les dernières erreurs et conventions dans le rendu des attitudes, de l'anatomie, de la draperie, et ne veut plus en art que des êtres aussi vrais et divers que ceux de la vie. La conception abstraite de jadis fait place à la conception optique, principe fondamental du classicisme. La vision analytique d'autrefois, qui compose le corps de détails juxtaposés, souvent sans unité, et même contradictoires, devient une vision synthétique, qui coordonne le tout avec cohérence. Le sens esthétique s'affirme, et impose la recherche des rythmes harmonieux du corps humain, donnés par ses attitudes, sa nudité, sa draperie, ses proportions et leurs corrélations, fixe les principes de la composition. L'individualité artistique, encore comprimée pendant l'archaïsme, se révèle librement, et l'histoire de l'art devient celle des grands maîtres qui imposent leur personnalité.

Nous n'insistons pas ici sur ces expressions figurées du classicisme, pas plus que sur les facteurs spirituels qui les conditionnent, et que nous avons étudiés en détail ailleurs.

En même temps qu'avec le primitivisme, l'art grec rompt avec l'orientalisme, qui en est une forme particulière, procède à une nouvelle élimination d'anciens emprunts, rejette les vêtements et les parures exotiques, que l'archaïsme avait adoptés. On a dit avec raison que l'abandon de la frontalité et la conquête connexe du raccourci dénotent surtout «le passage d'une civilisation à une autre, de l'esprit oriental à l'esprit grec».

On se détourne aussi de l'ionisme, trop orientalisé, dont la mollesse facile, le désir de luxe ne répondent plus aux nouveaux besoins de simplicité et de vérité, et l'on abandonne le chiton long, l'himation oblique, aux plis compliqués, aux broderies polychromes, les chevelures longues aux savants apprêts, le sourire trop aimable, qui paraient les Korés du VIe siècle.

Pourquoi la rupture décisive s'est-elle produite en Grèce et non ailleurs, où cependant des tentatives analogues de libération se faisaient parfois jour ? Elles furent refrénées en Egypte par le despotisme des contraintes sociales, que la Grèce n'a heureusement pas connues, parce qu'elles étaient contraires à son génie. Et pourquoi la rupture s'est-elle produite en Grèce à cette heure déterminée, vers 500 av. notre ère ? Est-ce parce que le moment était venu où les germes semés et déjà développés pendant l'archaïsme devaient nécessairement porter tous leurs fruits ? Peut-être. Mais il semble que les circonstances politiques l'aient favorisée, sans lesquelles, peut-être aussi, l'art grec eût continué, malgré ses velléités de libération, à obéir au primitivisme et à l'orientalisme.

Auparavant, la Grèce avait entretenu d'étroites relations politiques et commerciales avec l'Orient et l'Egypte. La fin du VIe siècle et le début du Ve voient la rupture de ces rapports pacifiques et dressent le monde hellénique contre le monde barbare. La Perse, qui a subjugué les anciens empires d'Asie, et en Afrique l'Egypte, n'a plus avec la Grèce que des contacts belliqueux, peu favorables aux échanges. Les pays qui servaient d'intermédiaires, Egypte, Phénicie, Chypre, sont fermés aux Hellènes. L'Ionie est devenue une satrapie perse, et, avec son indépendance, elle a perdu le haut rang que lui assurait jadis son activité commerciale, industrielle, littéraire, artistique; elle n'est plus un lien entre l'Orient et la Grèce, elle n'exerce plus sur celle-ci son action. Quelques-uns de ses artistes, expatriés en Grèce continentale, y apportent les principes de leur art, y maintiennent leur tradition en plein classicisme, mais c'est plutôt vers l'Orient que la plupart se tournent, émigrant à la cour du roi de Perse, travaillant pour lui, et répandant en Asie l'art et la culture helléniques. Et c'est maintenant plutôt de la Grèce propre, de l'Attique, que l'Ionie recevra ses impulsions artistiques.

Est-ce un simple hasard si la rupture avec le primitivisme et l'orientalisme en art, et la rupture politique avec l'Orient coïncident, si le rejet des vieilles contraintes coïncide avec celui de la dernière des tyrannies inspirées par l'Orient, celle des Pisistratides, et avec l'avènement à Athènes de la démocratie, de la liberté individuelle des élites opposée au despotisme d'un seul sur la masse ?

Ces événements, cette invasion de la Grèce, considérée comme une profanation, mais victorieusement repoussée, ont transformé l'âme hellénique. De son succès, le Grec s'est exalté, et il croit désormais à sa supériorité en tout domaine; il méprise le Perse, efféminé, aux chairs trop blanches, à la vie de mollesse, et le terme de barbare, qui ne signifiait d'abord que l'étranger ne parlant pas la langue grecque, prend un sens péjoratif. Orgueil et mépris utiles, puisqu'ils donnent à la Grèce

pleine conscience de sa valeur et de son indépendance, non seulement politique, mais spirituelle.

Car cette libération correspond à un réveil du sentiment national, et, au lieu de l'Orient et de l'Ionie orientalisée, à la prépondérance de l'esprit qui avait le mieux conservé la pureté hellénique, l'esprit dorien, péloponnésien. C'est lui maintenant qui donne le ton à l'art grec, c'est au Péloponnèse que les artistes attiques demandent leurs enseignements. La mode du vêtement ionien est passée, et l'on remet en honneur le vieux péplos national, dit «dorien», que les Attiques, mais surtout les Péloponnésiens avaient porté aux siècles précédents. Il revêt les statues féminines, une des plus belles réalisations du début du Ve siècle, qui ont la gravité et l'austérité de l'âme dorienne. Aux Korés élégantes d'autrefois, on préfère maintenant la nudité vigoureuse du corps masculin, précisée dans le bronze, et celui de la femme se virilise à l'exemple des athlètes. C'est au dorisme que l'art doit la solide construction de leurs formes, leur conception architecturale. C'est lui qui efface des visages le sourire stéréotypé de l'archaïsme, remplacé par une indifférence parfois même maussade, déjà connue par l'art du Péloponnèse archaïque; c'est lui qui redresse le profil des têtes, trop fuyant, et conçoit le «profil hellénique» du Ve siècle; c'est lui qui introduit dans l'art cette note générale de sobriété, qui élimine tout détail inutile de la draperie, des parures, et cherche à réaliser la beauté par les moyens les plus simples.

A partir de ce moment, les ressemblances que l'art grec présentait dans son archaïsme avec les autres s'effacent, et au contraire, les différences s'imposent. Il aborde des problèmes entièrement neufs, ou qui ailleurs avaient tout au plus effleuré la pensée des artistes, et il les résoud avec originalité. Il s'engage résolument dans la voie qu'il s'est frayée et qu'il parcourra seul, celle du classicisme.

On nous a reproché d'avoir exagéré cette scission, «la rupture» qui se serait produite après 500 dans les conceptions artistiques. Il y a eu des avances, et aussi des récurrences; des archaïques sont déjà plus ou moins «classiques», des classiques restent «primitivistes». Nous n'avons jamais prétendu parler autrement. Il y a eu des avances dans l'archaïsme, et nous avons montré comment l'esprit classique s'élabore timidement en cette période primitiviste. Il y a des récurrences, et nous verrons que des traits primitivistes persistent sourdement en plein classicisme. Une période artistique n'est jamais entièrement homogène; elle charrie des résidus du passé, comme elle voit éclore des germes nouveaux, promesses d'avenir. Mais ce qui importe, c'est la règle générale, ce sont les principes qu'admettent la majorité des artistes à un moment donné. Peut-on nier que, dans son ensemble, l'art du Ve siècle ne ressemble plus à celui du VIe, non seulement parce qu'il a évolué, mais parce qu'il est tout autre dans son essence? Il y a partout des exceptions. Mais l'exception de jadis est devenue la règle, et la règle de jadis est devenue l'exception.

Die Tyrannenmörder

Von *K. Schefold*

Heinrich Alfred Schmid zum 19. Juli 1943

Das altertümliche Denkmal der Tyrannenmörder hat sich den Späteren so tief eingeprägt, wie es sonst nur die klassischen Götterbilder vermochten. Unzählige bewußte und unbewußte Nachbildungen bezeugen die Wirkung bis in die Kaiserzeit. Trotz dieser reichen Überlieferung hat man sich bis heute nicht einigen können, wie die Gestalten des Harmodios und des Aristogeiton ursprünglich angeordnet waren. Und doch muß sich die Komposition der bedeutendsten statuarischen Gruppe, die es überhaupt gibt, aus ihren Elementen zwingend ergeben.

Was das Denkmal, an der Schwelle der klassischen Epoche entstanden, für die Geschichte des Menschenbildes bedeutet, war in der Einleitung zu einem Buch über antike Bildnisse darzustellen[1]). Dabei wurde eine Aufstellung der Gruppe vorgeschlagen, die eine eingehende Begründung verlangt und sich nur aus einem geschichtlichen Verständnis des Werkes ergeben kann.

Das Freundespaar hatte am Morgen des großen Panathenäenfestes von 514 den Hipparch, den Bruder des Tyrannen Hippias von Athen, ermordet. Es folgten innere Wirren, die 510 zum Sturz des Tyrannen führten. Obwohl die Tat also nicht sofort den Erfolg brachte, waren Harmodios und Aristogeiton die ersten Menschen, die gleich den Heroen der Vorzeit geehrt wurden und weiterlebten als die Vorkämpfer des freien Athen. Aus den Ehrungen läßt sich der Geist der Standbilder besser verstehen, die ihnen bald nach dem Sturz der Tyrannen errichtet wurden, an sichtbarster Stelle unten am Weg, der vom Markt zur Akropolis führte, Jährlich hatte der Polemarch an ihrem Grab zu opfern, das draußen in der Nähe der Akademie lag, inmitten der Toten, die durch öffentliche Begräbnisse geehrt wurden. Der Bezirk der staatlichen Gräber ist offenbar erst um das Grab der Tyrannenmörder herum entstanden und damit selbst ein Zeichen der Verehrung. Die Angehörigen des Paares erhielten staatliche Stiftungen, an den Symposien wurden alte Lieder zu seinem Gedächtnis gesungen. Wir geben wieder, was von den Versen erhalten ist, weil sie die – von manchen angezweifelte – frühe Verehrung der Heroen am besten bezeugen:

---

[1]) K. Schefold, Die Bildnisse der antiken Dichter, Redner und Denker. Basel 1943. Zur geschichtlichen Überlieferung zuletzt H. Friedel, Der Tyrannenmord 1937 mit Literatur aus der M. Hirsch, Klio 20, 1925, 129ff. hervorzuheben.

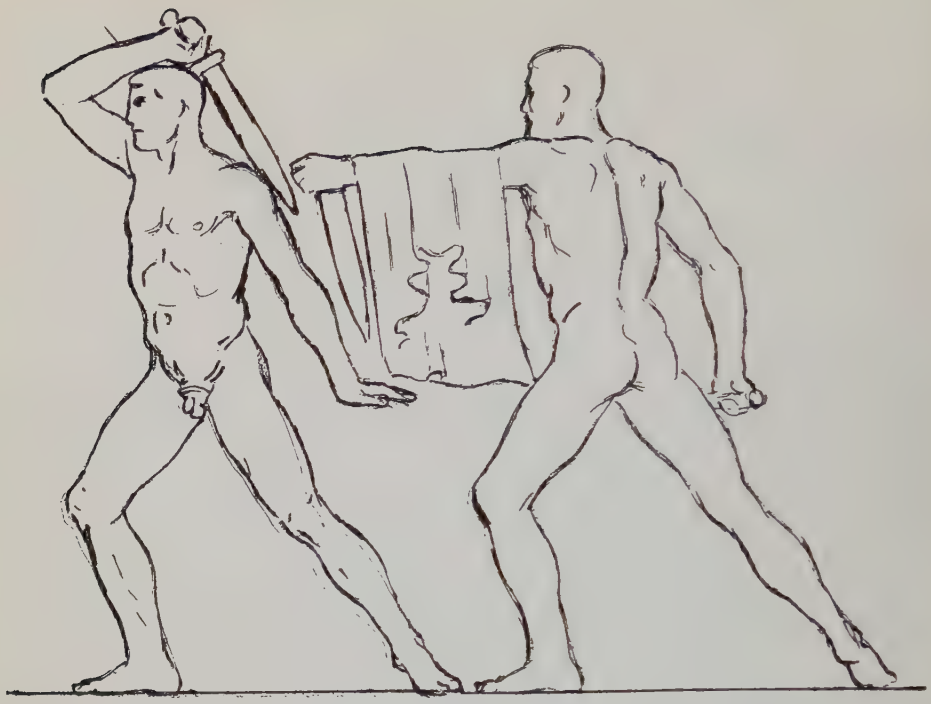

Abb. 1
Die Gruppe des Kritios und Nesiotes wiederhergestellt.

Schmücken will ich das Schwert! mit der Myrthe Ranken!
Wie Harmodios einst und Aristogeiton,
Da sie den Tyrannen
Schlugen, da der Athener
Gleicher Rechte Genosse ward.

Liebster Harmodios, du starbest nicht!
Denn sie sagen, du seiest auf der Seel'gen Inseln,
Wo der Renner Achilleus,
Wo mit ihm Diomedes,
Tydeus trefflicher Sprosse, wohnt.

Schmücken will ich das Schwert! mit der Myrthe Ranken!
Wie Harmodios einst und Aristogeiton,
Da sie bei Athenes
Opferfest den Tyrannen,
Hipparch den Tyrannen, ermordeten.

(Von Hölderlin übersetzt)

Abb. 2
Nachbildung der Gruppe auf einer attischen Kanne in Boston (um 400 v. Chr.).

Als Xerxes 480 die von den Athenern geräumte Stadt besetzte, entführte er die Statuen in seine Residenz Susa nach Persien, und erst Seleukos I. und Antiochos I. gaben die Gruppe den Athenern zurück. Sogleich nach der Vertreibung der Perser aber, 477/76 v. Chr., errichteten die Athener eine neue Gruppe aus Erz, von der Hand des Kritios und Nesiotes[2]), und diese ist es, von der wir freie griechische Nachbildungen, aber auch römische Kopien besitzen. Erst durch Funde und Forschungen der letzten Jahre lernen wir sie recht verstehen.

Unter den Kopien der römischen Kaiserzeit ist am besten erhalten die bekannte Marmorgruppe im Neapler Nationalmuseum, die aus der Villa des Kaisers Hadrian stammen soll. Auf meine Bitte hatte der Basler Maler Karl Dick die Freundlichkeit, eine Wiederherstellung der Gruppe zu zeichnen (Abb. 1), bei der die falschen Ergänzungen der Neapler Statuen nach den anderen Nachbildungen berichtigt sind, wie es E. Buschor fordert (S. Ber. München 1940, 17 ff.). An der Neapler Statue des zum Schlag ausholenden Harmodios ist antik nur der Torso mit Kopf und linkem Oberschenkel; an dem schützend heranschreitenden Aristogeiton nur der

[2]) Kritios schuf wohl das Modell, Nesiotes war der Erzgießer, nach E. Homann-Wedeking, AM. 60/61, 1935/6, 212; A.J.B. Wace, AA. 1938, 371.

Rumpf mit den Beinen, das Gewand und – die Angaben schwanken – wohl ein Teil des linken Armes ohne die Hand. Alles andere ist, z. T. falsch, ergänzt. An einer Wiederholung des Harmodioskopfes in New York lassen Ansatzstellen erkennen, daß der rechte Arm über den Kopf zurückgebeugt war[3]). Zahlreiche griechische Nachbildungen der Gruppe bestätigen dies und zeigen zudem das rechte Bein des Harmodios stärker gebeugt als bei der Neapler Ergänzung, die ganze Gestalt also entsprechend dem Aristogeiton vorgeneigt, die linke Hand fast rechtwinklig abgespreizt, die Schwertscheide an einem Riemen, der über die Schulter hing, wie auch aus Spuren am Neapler Harmodios hervorgeht.

Den Kopf des Aristogeiton, der in Neapel fehlt, vermutete G. Treu schon vor über 60 Jahren im Typus eines bärtigen Kopfes in Madrid, der dort als Bildnis des ionischen Naturphilosophen Pherekydes galt. Dies hat sich 1939 glänzend bestätigt: In Rom wurde eine Wiederholung der Aristogeitonstatue gefunden, und auf diese paßte Bruch auf Bruch eine Wiederholung des «Pherekydes», die W. Amelung in den Magazinen des Vatikans einige Jahre zuvor entdeckt hatte. Der Ansatz des linken Arms an der neuen Statue zeigt, daß er gerade ausgestreckt und nicht so schwächlich gesenkt war wie bei der Neapler Replik.

Gewöhnlich sieht man das Paar in einer Aufstellung abgebildet, die in mehreren Sammlungen von Gipsabgüssen und dann auch im Neapler Museum durchgeführt wurde: die beiden Freunde Rücken an Rücken nebeneinander angreifend. Analysiert man die künstlerische Gestaltung der großen Tat genau, so sieht man, daß diese Aufstellung unmöglich ist. Durch die Anlage der beiden Gestalten wird eine andere Aufstellung völlig gesichert.

Dabei ist auszugehen von der Erkenntnis E. Loewys, daß die Kämpfer ganz flächenhaft komponiert und nur von der Seite in allen wesentlichen Teilen überschaubar sind (Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst, 1900, 31f., 39). Eine zweite grundsätzliche Feststellung erlaubt das Geschehen selbst: Harmodios, der jüngere der beiden Freunde, ist der Vorkämpfer, er führt die Tat aus, ihn müssen wir zuerst betrachten.

Schon das Motiv des Harmodios ist eine kühne Erfindung: Mit dem rechten Bein weit ausfallend, holt er mit der Rechten zum Schlag aus. Die natürliche Haltung beim Zuschlagen ist es, das linke Bein vorzustellen. So geben alle älteren Künstler den Vorkämpfer wieder, mit zwei Ausnahmen, die wir später kennenlernen werden. Bei den üblichen Kampfbildern dringt die linke Körperseite voran, durch den Schild gedeckt. Dieses Motiv war für die Gruppe unbrauchbar, weil – soviel zeigt uns allein schon die Gestalt des Harmodios – der Vorkämpfer nach links bewegt sein sollte. Bei Harmodios kommt in dem Vordringen der gewaltig angespannten rechten Seite des Körpers die Energie unvergleichlich zum Ausdruck. Kritios, der Meister der Gruppe, war der erste Künstler, der auch bei ruhig stehenden Figuren in dieser Weise die rechte Körperseite gleichsam befreite. Während alle älteren Jünglingsbilder ruhig auf dem rechten Bein stehen und das linke entlasten,

[3]) G. Richter, AJA. 32, 1928, 1ff. Hier und bei Buschor a. O. die Literatur zur Gruppe.

steht das berühmte, gewöhnlich dem Kritios zugeschriebene Knabenbild der Akropolis auf dem linken Fuß und wendet das Haupt zu seiner rechten Seite, die von einer nie vorher geschauten latenten Energie erfüllt ist.

Aus dem Vordringen der rechten Seite des Harmodios ergibt sich, daß seine linke besonders ungedeckt erscheint. Er opfert sein Leben für seine Tat. Aristogeiton, der statt des fehlenden Schildes den Mantel zum Schutz vorhält und in der gewöhnlichen Weise angreift, ist auch in diesem Motiv das völlige Gegenbild des Harmodios, wie in allen anderen Zügen, die wir später beschreiben werden. Harmodios braucht den Schutz des Gefährten. Er ist ohne Schutz seiner linken Seite gar nicht denkbar[4]), und Aristogeiton ist nur darauf angelegt, den Freund zu decken. Er sollte vom Rücken gesehen werden, wie der hier reicher durchgebildete Mantel zeigt. Die Handlung, die das Paar verbindet, kann nur in einer Aufstellung zum Ausdruck kommen, in der Aristogeiton tatsächlich die linke Flanke des Harmodios zu schützen fähig ist. Unter den vielen, die sich um die Wiederherstellung der Gruppe bemüht haben, hat allein E. Buschor (S.Ber. München 1940) die kühne Folgerung gezogen, Aristogeiton so zur linken Seite des Harmodios aufzustellen, daß der Mantel gerade die linke Flanke des Freundes deckt. Diese Aufstellung wird dem inneren Gehalt der Gruppe besser gerecht als alle früheren – mit Ausnahme der flächenhaften Anordnung, der Buschor früher selbst den Vorzug gab, denn sie allein erfüllt die Forderung klarer Überschaubarkeit, die im Wesen der beiden in einer Ebene sich entfaltenden Gestalten liegt.

Bei Buschors Vorschlag steht Harmodios jedem Schlag des Aristogeiton im Wege. Besonders aber geht ein feiner Zug der Komposition verloren, der nur bei der flächenhaften Aufstellung in der richtigen Ergänzung sichtbar wird. Die linke Hand des Harmodios war fast rechtwinklig abgespreizt. Hauser sah darin (RM. 1904, 173) eine Reflexbewegung, «sie spiegelt die Wucht, mit welcher die Rechte zum Schlage ausholt»; sie bezeichnet den Moment der Tat, sei es unbewußt oder auch als bewußtes Zeichen für Aristogeiton. Auch formal leitet diese Horizontale zum Freunde über, parallel zu dessen linkem Arm; sie nimmt die mächtig vorstrebende Bewegung auf, die, in der großen Mantelfläche besonders eindrucksvoll, die Tat des Harmodios beschützt. Das auffallend plötzliche Ansteigen des unteren Mantelumrisses nahe der linken Ecke (Brunn-Bruckmann Taf. 326) erklärt sich am besten aus der Rücksicht auf Harmodios' linke Hand und bestätigt so die Richtigkeit der Aufstellung.

Diese klare Verbindung der Gestalten ist nur ein Teil der kunstvollen Entsprechungen, in denen die beiden parallel bewegten Gestalten zueinander komponiert sind, und die nur in der flächigen Aufstellung ganz sichtbar werden. Erscheint Harmodios ganz von vorn, so Aristogeiton ganz vom Rücken. Der hochgereckte Rumpf des Jüngeren wölbt sich vor, der breitere des Älteren ist eingezogen; die ruhigere größere Fläche des Aristogeiton bekommt ihren Sinn durch den heftig

[4]) Auf allen späteren Bildern, die das Harmodiosmotiv verwenden (unten S. 197) ist die linke Seite geschützt oder überhaupt nicht gefährdet.

bewegten Körper des Harmodios, und so ergänzen sich alle Einzelheiten. «Nicht zwei Männer waren es ja, die den Tyrannen erschlugen, sondern ein Mann und ein Knabe, ἐραστής und ἐρώμενος. Der nie vergessene Grund, welcher den Helden das Schwert in die Hand drückte, war die Eifersucht des Aristogeiton auf die begehrlichen Augen, welche einer der Peisistratiden dem Harmodios zugeworfen hatte.» So Hauser (a. a. O.), der dann auf feine Beobachtungen Patronis hinweist: beim Aristogeiton ist das Muskelrelief höher, die Grenzen der Muskeln sind schärfer gezeichnet als am Jüngling Harmodios, bei dem die jugendliche, weichere, unterfettete Haut Übergänge zwischen den elastischen Muskeln schafft.

Alle diese Unterschiede und Entsprechungen bedeuten mehr als formale Abwechslung, sie vollenden die künstlerische Einheit der Gruppe. Sie gehört dem frühen strengen Stil an, der die Teile des Werkes nicht mehr in archaischer Weise aneinanderfügt, sondern organische Zusammenhänge andeutet, so daß die mächtigen Formen einem gemeinsamen Willenszentrum untergeordnet erscheinen. Auch in den großgeformten Gesichtern trägt der mächtige Blick den Ausdruck eines einzigen großen Willens. Da nun die beiden Willen in solcher Übereinstimmung gezeigt sind, wirkt die ganze Gruppe nicht mehr als eine Komposition aus unabhängigen Gestalten, wie eine archaische Gruppe, sondern als das Wunder der Einheit zweier Wesen.

Selbst bei der hochklassischen Gruppe des Myron, dem Streit von Athene und Marsyas, sind die Gestalten nicht enger verbunden, jedoch ist hier der Rhythmus der Bewegung fließender als bei der Gruppe der Tyrannenmörder. Bei dieser ist noch mehr bewahrt vom ruhigen Sein der archaischen Welt, besonders in den einfachen Parallelen des Aufbaus. Die archaische Strenge ist nicht mehr selbstverständlich wie in der älteren Zeit, sondern sie wird zum Ausdruck des individuellen Ethos. Die gewaltige Tat wirkt nicht als rascher Vorgang, wie das Zusammenprallen von Athene und Marsyas, sondern als ewiges Bild des Kampfes um die Freiheit, eines Kampfes, der nicht nur geschildert wird wie in archaischer Zeit, sondern als die bewußte Tat neuer Heroen erscheint.

* * *

Obwohl bei der geschilderten flächenhaften Aufstellung die künstlerische Einheit vollkommen deutlich wird, war die Gruppe nicht etwa nur auf diese Ansicht hin komponiert, sie war keine «einansichtige Gruppe», wie späthellenistische Werke, etwa der Laokoon. Die vorhellenistische Kunst rechnet überhaupt nicht mit dem Betrachter, sondern sie fügt die plastischen Körper nach ihren eigenen Gesetzen aneinander. In der Bindung der alten Kunst an Fläche und Kubus drückt sich die feste Fügung der archaischen Welt, ihr Seinscharakter aus; und dieses innere Gesetz bestimmt auch den Aufbau unserer Gruppe. Eine Kunst, die mit einer einzigen Ansicht rechnet, würde nie eine Hauptgestalt wie den Aristogeiton

ganz vom Rücken zeigen. Jeder Betrachter verlangt danach, ihn auch von vorne zu sehen; er wird die Gruppe umschreiten und dann wieder zurückkehren. Der römische Kopist der Neapler Gruppe verlangte nach «Einansichtigkeit»; er riß deshalb die Gruppe auseinander und stellte beide Helden so einander gegenüber, daß man beide von vorne sieht; er stellte sie auf getrennte Sockel und brachte die Baumstämme, die er als Stütze seiner Marmorkopien zufügen mußte, auf der Rückseite der Gestalten an. Nun stehen die Figuren als Bild vor einer Wand, nicht mehr als plastische Körper im Raum.

Die Erkenntnis Loewys, daß die Kämpfer nur von der Seite klar überschaubar und daher für diese Ansicht entworfen sind, hat sich heute wohl so allgemein durchgesetzt, daß niemand mehr die Aufstellung Rücken an Rücken mit der wirksamen Vorderansicht der Kämpfer begründet. Die gelegentlich ausgesprochene Vermutung, es handle sich überhaupt nicht um eine einheitlich überschaubare Gruppe, sondern man müsse sich die beiden Hauptansichten erst durch Umschreiten zusammensuchen, wird der Genialität des Werkes kaum gerecht, die bei der flächenhaften Aufstellung so wunderbar hervortritt. Auf die Analogie von Reiterpaaren, wie das des Rampinmeisters (H. Schrader-Langlotz-Schuchhardt, Die archaischen Marmorbildwerke 225), kann sich die Aufstellung Rücken an Rücken jedenfalls nicht berufen, denn hier sind zu einer herrschenden Vorderansicht die Seiten der Reiter gleichsam addiert, mit einem kühnen ersten Versuch der Verbindung durch die seitliche Wendung der Köpfe.

Dagegen gab es auf der Akropolis eine den Tyrannenmördern ungefähr gleichzeitige Gruppe, die mit ihrer Raumerscheinung übereinstimmt: die der brettspielenden Helden. Leider sind nur kleine Fragmente erhalten, aber sie lassen erkennen, daß die beiden Helden einander gegenüber jeder mit dem rechten Bein knieten und das linke aufstellten. Sieht man von dem Unterschied ab, daß beide Helden der Kritiosgruppe in derselben Richtung bewegt sind, dann bleibt als Gemeinsames die für einen späteren Geschmack befremdliche kontrapostische Entsprechung: der eine Partner von vorn, der andere vom Rücken gesehen, anstatt daß beide von vorn gesehen wären: «Die beiden Figuren sind nicht im Gegensinne, sondern in streng paralleler Übereinstimmung komponiert: jeweils steht der linke Fuß auf, der zugehörige Unterschenkel muß senkrecht, der Oberschenkel in spitzem Winkel nach abwärts verlaufen sein ... Stellt man die beiden Knienden einander gegenüber, so bietet die in schmaler Längsausdehnung sich erstreckende Gruppe von jeder der beiden Längsseiten das gleiche Bild. Sie ist nicht durch Vertauschung der Glieder der Figuren als antithetische Gruppe mit einer gleichgewichtig komponierten Hauptansicht aufgebaut. Sie ist vielmehr durch die genaue Wiederholung des Motivs um diese Entsprechung gebracht, dafür aber, von der Einansichtigkeit befreit, naiv in den Raum gestellt. Darin unterscheidet sie sich von den meisten Darstellungen gleichen Themas auf Vasenbildern. Hier war naturgemäß eine einzige bildhafte Ansicht erwünscht; es ergab sich damit zwangsläufig ein Aufbau der Figuren im Gegensinne, mit dem aufgestellten Bein im

Hintergrund.» (W. H. Schuchhardt, in H. Schrader, Die archaischen Marmorbildwerke 285) [5]).

Die aus den Gestalten selbst erschlossene Aufstellung der Tyrannenmörder wird durch andere Indizien bestätigt. Die Gruppe stand «am gewöhnlichen Aufgang zur Burg, ungefähr gegenüber dem Metroon» (Arrian, Anab. 3, 16, 8). Das Metroon, das Heiligtum der Göttermutter, haben die amerikanischen Ausgräber vor einigen Jahren wiedergefunden (Hesperia 1940, Taf. 1); Reihen von Statuenbasen davor bezeugen die Richtung der Straße, auf der sich der Festzug an den Panathenäen, den großen Heiligtümern des Marktes entlang, der Burg zu bewegte. Unterhalb des Metroon kann die Gruppe nicht gestanden haben, sonst würde Arrian angeben, daß sie einem der dort gelegenen berühmten Gebäude gegenüberstand; oberhalb des Metroon fehlen die Statuenbasen, wohl deshalb, weil sich hier der Festplatz der «Orchestra» befand, der auch als Aufstellungsort der Gruppe angegeben wird. Hier hatte der Festzug das Metroon zur Rechten oder zur Rechten, zurückgelassen, die Gruppe aber zur Linken. Sie schien sich dem Zuge entgegenzubewegen, so wie einst die Mörder dem Hipparch entgegengetreten waren, und zu dieser Situation an der Straße paßt keine andere Aufstellung besser als die flächenhafte.

Die Bewegung von rechts nach links ist bei einer Kampfgruppe ungewöhnlich. Die Richtung nach rechts wird von den Griechen meist etwas bevorzugt, bei aller Neigung zum Gleichgewicht des Bildaufbaus und zur geschlossenen Komposition. So hat die Bewegung nach rechts bei Kampfbildern einen leisen Vorrang über alle Gegenbewegungen; es ist die Richtung des Sieges. Nach links bewegte Gestalten empfinden wir als die unterliegenden, wie den Aktaion der Selinunter Metope[6]), wenn nicht besondere künstlerische Mittel diesen ersten Eindruck übertönen. Pheidias verleiht der Gesamtkomposition, selbst an den Ostmetopen des Parthenon, eine solche Einheit, daß man das siegreiche Zusammenwirken der Götter empfindet, obwohl die kleinere Zahl unter ihnen von rechts nach links bewegt ist. Der neuen Einheit dienen Bewegungen aus dem Bild heraus und von oben nach unten, wie beim Gigantengemälde auf dem Schild der Athene Parthenos. Daraus wird dann in der Spätantike die horizontale Scheidung der triumphierenden oberen und der besiegten unteren Welt; im Mittelalter erscheinen sogar die bevorzugten Gestalten auf der linken Seite des Bildes.

Die Tyrannenmörder sind für ihre Tat gefallen. Es mag aber noch ein anderer Grund bei der Bewegung nach links entscheidend gewesen sein. Nach links gewandt pflegen Götter und Heroen den Zug der Verehrenden auf Weihreliefs zu empfangen, der von der linken Seite des Bildes naht. Selbst auf dem symmetrisch aufgebauten Parthenonfries thront der Vater der Götter nach links. Auf

---

[5]) Die Tyrannenmörder bieten also die von W. Déonna REG. 43, 1930, 392 vermißte, allerdings einzige Analogie zur Raumerscheinung der Brettspieler. Vgl. auch REG. 44, 1931, 279ff. (De la Coste-Messelière).

[6]) M. Wegner, JdI. 46, 1931, 83ff. H. Wölfflin, Gedanken zur Kunstgeschichte, 90ff. De la Coste-Messelière, Au Musée... 1936, 315ff. mit weiterer Literatur und Hinweis auf die Ausnahme der Caeretaner Hydrien.

den panathenäischen Amphoren wird Athene durch zwei Jahrhunderte von rechts nach links kämpfend dargestellt, bis man aus künstlerischen Gründen die Richtung umkehrte. Man muß sich Harmodios und Aristogeiton nur einmal nach rechts bewegt denken, um zu sehen, wieviel damit von der Wirkung verloren wäre. Wir würden einen objektiven Vorgang betrachten, während wir jetzt den Heroen gegenüberzutreten glauben. Nur die großartige Erfindung des Harmodios macht die kühne Wendung nach links möglich. Sie ist so gewaltig, daß sie über unser Empfinden Herr wird, das bei der siegreichen Bewegung die Richtung nach rechts erwartet. Man ist versucht zu sagen: Die Gruppe wirkt erst in sich abgeschlossen, wenn man sich den Zug der Panathenäen ihr entgegenkommend vorstellt.

Wie bedeutsam die Bewegung nach links für die künstlerische Wirkung der Gruppe war, sieht man am deutlichsten an den Nachbildungen auf griechischen Werken, denen die ungewohnte Richtung des Kampfes zu schaffen machte. Am einfachsten hilft sich der Emporionmaler auf der Lekythos in Wien, die er um 470 bemalt hat (Haspels, Lekythoi Taf. 48, 4): er gibt die Gruppe spiegelbildlich, also nach rechts gerichtet, und nimmt es in Kauf, daß Harmodios mit dem linken Arm zuschlägt. Der Kopenhagener Maler bewahrt auf seinem Würzburger Stamnos (Langlotz, Katalog Taf. 182) die Linkswendung und die Haltung des Harmodios, läßt aber den Aristogeiton von der linken Seite des Bildes her den Hipparch erstechen, der so zwischen die beiden Mörder kommt. Damit erhält die Komposition die Geschlossenheit, die wir beim erzählenden Bild, nicht bei der Statuengruppe der Heroen erwarten. Am wichtigsten ist aber das Bild einer Kanne in Boston (Abb. 2 nach W. Hahland, Vasen um Meidias Taf. 6a); hier ist nicht wie auf den anderen Vasen in freier Anlehnung an die Gruppe die Tat der Helden dargestellt, sondern das plastische Werk als solches nachgebildet, in der ursprünglichen Linkswendung, in der von uns vorgeschlagenen Anordnung, ja sogar auf der zugehörigen Basis, wie andere Nachbildungen von plastischen Gruppen (JdI. 1937, 33ff., Raubitschek Hesperia 8, 1939, 155ff.). Das Gleichgewicht versuchte der Künstler trotz der Linksbewegung dadurch herzustellen, daß er links noch eine oben schief abgeschnittene Spitzsäule anbrachte, auf niedriger Standplatte, wohl einen Apollon Agyieus (Studniczka, NJbb. 17, 1906, 546).

Buschor hat (S.Ber. München 1940, 17ff.) gezeigt, daß die meisten übrigen Nachbildungen der Gruppe die Gestalten sich so überschneiden lassen, wie dies in der Wirklichkeit nicht der Fall gewesen sein kann, daß sie also als selbständige Überlieferung für die Wiederherstellung der Gruppe ausscheiden. Um so interessanter sind sie aber für die Geschichte des Ruhmes der Gruppe. Die ersten beiden Nachbildungen, die wir nannten, sind bald nach der Aufstellung der Gruppe entstanden; daneben bezeugen motivische Einwirkungen auf Kampfbilder anderen Inhaltes die erste mächtige Wirkung der Gruppe. Eine viel größere Zahl von Nachbildungen findet sich in den Jahren nach einem Ereignis, das die Erinnerung an die Helden neu erweckte, nach der Vertreibung der Dreißig Tyrannen und der Wiederherstellung der Demokratie 403/2. Die meisten dieser Nachbildungen gehören einem

einzigen Typus an (Abb. 3). Dieser Typus der überschnittenen Gruppe «ist vielleicht geradezu von den Atheneschilden der panathenäischen Amphoren ausgegangen, die er prächtig füllt, und dann zu fast kanonischer Geltung für die Flächenwirkung der Gruppe gelangt» (Buschor a. a. O.). Versucht man, auf engem Raum die beiden Gestalten sich überschneidend abzuzeichnen, so kann man keine bessere Lösung finden als die des «Schildzeichentypus». Nur das rechte Bein des Aristogeiton wird von dem des Harmodios überschnitten, alle anderen Konturen bleiben ungestört. Dabei wird aber die Gesamterscheinung reicher als bei der ursprünglichen Aufstellung, die neue Lösung entspricht ganz dem Geschmack des

Abb. 3
Panathenäische Amphora in London.

Abb. 4
Münze von Kyzikos.

reichen Stils. Der neue Typus tritt zuerst auf einer panathenäischen Amphora in London (Abb. 3) und auf zweien in Hildesheim auf, die Süßerott (Griech. Plastik 70ff. 146. 205f.) in das Jahr der Vertreibung der Dreißig Tyrannen datiert hat. Aus der Bedeutsamkeit dieses Ereignisses erklärt sich die besondere Stattlichkeit der Amphoren. Wenig später entstand auch die Bostoner Kanne (Abb. 2), die im Grab eines der Kämpfer für die Freiheit Athens gefunden wurde, und auch eine leider noch immer unveröffentlichte Kanne der Villa Giulia in Rom gehört in diese Zeit. (Hier ist das Schildzeichenbild so in die Fläche gezogen, daß Aristogeiton dem Harmodios vorausschreitet. Der Maler ging von dem geläufigen Bild der Amphora, nicht vom Original der Gruppe selbst aus.) Man kann das Zeugnis der Bostoner Kanne nicht gewichtig genug nehmen. Wäre der Schildzeichentypus die richtige Anordnung, so ließe sich das Auseinanderziehen der Figuren auf der Bostoner Kanne gar nicht erklären in einer Zeit, die doch malerische Überschneidungen aufgreift, wo sie sie findet.

Die überschnittenen Gruppen auf den Schilden der panathenäischen Amphoren

kämpfen nach links, wie das Vorbild, weil auch das Athenebild nach links schreitet. Die anderen Nachbildungen wenden die Schildzeichengruppe nach rechts, weil man an der Linkswendung auf Flächenbildern Anstoß nahm. Der Schöpfer dieser nach rechts gewandten überschnittenen Gruppe muß das Vorbild in der von uns erschlossenen Aufstellung vor Augen gehabt und von der Rückseite betrachtet und gezeichnet haben, denn er zeigt Aristogeiton von vorn, mit seinem ganzen Mantel. Auch dies spricht gegen Buschors Vorschlag, die Gruppe aufzustellen: bei ihm überdeckt Harmodios Rücken den Mantel des Aristogeiton. Aber auch die nach rechts gewandte überschnittene Gruppe befriedigte nicht alle Künstler: Der Künstler des Marmorthrons JHS. 1884, Taf. 48 (um 350 v. Chr. gefertigt, Studniczka, NJbb. 17, 1906, 548) stellt ihr auf der anderen Seite des Throns den Harmodios allein in der richtigen Ansicht gegenüber, verwendet ihn aber als Helden, der eine zu Boden gesunkene Amazone tötet.

Die Schildzeichengruppe wirkte rasch weit über Athen hinaus. Das früheste Beispiel dürften Goldmünzen der Stadt Kyzikos sein (Abb. 4). Gewöhnlich werden diese zwar hoch ins 5. Jahrhundert datiert (zuletzt Regling, Zeitschrift für Numismatik 41, 1931, 11f.). Damit wären sie eine unerklärliche, völlig vereinzelte Vorwegnahme des Schildzeichentypus. Stilistisch und thematisch passen sie viel besser in die Zeit um 400. Kyzikos war anscheinend eine Art zweiter Münzstätte des attischen Reiches neben Athen selbst, das dort die «für die athenische Herrschaft nötigen Goldmünzen» prägen ließ (R. Weil, Zeitschrift f. Num. 25, 1906, 58). In der Wiederherstellung der Demokratie in Athen durfte Kyzikos ein erstes Anzeichen für den Wiederaufstieg seiner Patronin sehen; das Bild der Tyrannenmörder war das Symbol der neuen Hoffnungen.

Auch die schöne Gruppe von Odysseus und Telemach auf einem Fries am Grabmal eines lykischen Fürsten, einst in Gjölbaschi, jetzt in Wien, ist in freier Anlehnung an den zuletzt besprochenen Typus geschaffen. Telemach entspricht dem Aristogeiton und deckt die ungeschützte Seite des bogenschießenden Vaters. Dieser selbst ist mehr verändert, nicht nur durch das Motiv des Bogenschießens, sondern auch durch das Vordringen der linken Körperseite, das der Rechtswendung der Gruppe besser entspricht.

* * *

Wir haben den Ruhm der Gruppe des Kritios verfolgt und können nun aus dem neugewonnenen Verständnis noch zurückschliessen auf die erste Gruppe der Tyrannenmörder, sie war ein Werk Antenors, des größten Bildhauers des spätarchaischen Athen. Bisher waren alle Versuche vergeblich, Nachbildungen der Gruppe Antenors nachzuweisen. Man hat meist angenommen, daß sie in den Motiven mit der Gruppe des Kritios übereinstimmte, und wie mir scheint mit Recht, denn griechische Künstler verändern die Motive der Vorbilder nur, wenn es sich nicht vermeiden läßt. Und doch muß sie im Stil ganz verschieden gewesen sein,

Abb. 5

Telamon und Herakles im Kampf gegen Amazonen. Attische Amphora in Arezzo.

«in flächiger Ausfallstellung mit kapriziösem Umriß lächelnde Gestalten mit reichem Haargelock und Muskelspiel» (Buschor, Plastik 50). Die künstlerische Einheit des jüngeren Werkes beruhte, wie wir sahen, auf der inneren Einheit jeder der beiden Gestalten. Eine solche Unterordnung unter ein Willenszentrum kennt die archaische Kunst noch nicht. Sie fügt die Teile gleichberechtigt aneinander, wie etwa auf dem Amazonenkrater des Euphronios in Arezzo (Abb. 5). Gerade dieses Bild gibt sogar ein auffallend bestimmtes Indiz dafür, daß das Werk des Antenor in den Motiven mit dem des Kritios übereinstimmte. Der Telamon dieses Bildes ist die einzige archaische Gestalt im Motiv des Harmodios, die ich nachweisen kann; sie kann kaum unabhängig von der Gruppe des Antenor geschaffen sein. Das Bild des Euphronios ist nur das erste einer großen Reihe von Neugestaltungen des Motivs, besonders auf den Vasen, die auf Monumentalbilder des Polygnot und seines Kreises zurückgehen[7]). Es ist kaum ein Zufall, daß auf

[7]) Antenors Gruppe der Tyrannenmörder ähnelt den nach links bewegten Gruppen des Streites von Apollon und Herakles um den Dreifuß. Die Reihe dieser Gruppen beginnt mit der Amphora des Andokides (Pfuhl, MuZ. Abb. 314). Hier findet sich zum erstenmal die mächtige Ausfallstellung der rechten Körperseite, im Gegensatz zum kaum älteren Bostoner Dreifußstreit des Amasis (Pfuhl, MuZ. Abb. 219). Seine Erfüllung findet dieses Motiv erst durch Antenors Erfindung des Harmodios, bei dem die Ausfallstellung beherrscht wird von dem mächtig zum Schlag ausholenden rechten Arm. Phintias übertrug das Motiv auf das Dreifußthema (Furtwängler-Reichhold Taf. 91), und viele andere, wie Myson und der Berliner Maler, bildeten es weiter (vgl. Overbeck, Kunstmythologie Taf. 24, 6ff.). Auch die berühmte Gruppe des Dreifußstreites vor dem Apollontempel in Delphi, die Herodot 7, 28

demselben Bild des Euphronios Herakles' Ausfallstellung an den Aristogeiton erinnert. Wie bei diesem der Mantel über dem Arm liegt, so bei Herakles das Fell (wie schon beim Herakles des Siphnierfrieses). Vielleicht bewahrt auch die Vivenziohydria einen fernen Nachklang der Antenorgruppe (AJA. 1918, 147).

Die großartige Erfindung des Motivs also, das inhaltlich das Paar so eng zusammenschließt, gehört dem Antenor, und sie ist würdig der anderen Werke, die wir von ihm kennen. Kritios hat sich treu an den großen Meister angeschlossen, sein Werk aber im inneren Aufbau neu gestaltet und wunderbar vertieft. Der äussere Aufbau mußte in der Zeit des Kritios schon etwas altertümlich und herb wirken, und gerade dieser Zug verlieh dem Paar eine eigentümliche Macht. Ohne älteres Vorbild hätte Kritios die Gruppe auch äußerlich enger zusammengeschlossen, wie es wenig später einem großen Meister mit der neugefundenen Gruppe von Zeus und Ganymed aus Olympia gelungen ist. In seiner schönen Veröffentlichung dieser Gruppe im 100. Berliner Winckelmannsprogramm läßt E. Kunze durchblicken, daß auch sie von einem attischen Meister geschaffen wurde.

Die Schöpfung des Kritios wirkte durch die Jahrhunderte weiter, wie wir es sonst nur von den klassischen Götterbildern wissen, nicht nur in Nachbildungen der ganzen Gruppe, sondern auch in Einzelgestalten. Das vor Antenor unbekannte Motiv des Harmodios wird nun eines der häufigsten Kampfmotive; am großartigsten neu gefaßt im Peirithoos des Westgiebels von Olympia, aber schon vorher in der polygnotischen Malerei umgestaltet in der Aktaionmetope in Selinunt, später auf Schild und Metopen des Parthenon, dem melischen Relief der kalydonischen Jagd, dem Nereidenmonument, dem Nike-Theseion- und Phigaliafries usw.[8]) Das Motiv des Aristogeiton wurde noch rascher, besonders von der Vasenmalerei, aufgenommen[9]).

An den Schicksalen von Antenors Erfindung ist ein guter Teil der Geschichte der Gruppenbildung abzulesen. Seine flächenhaft additive Anordnung der Figuren wurde von Kritios zu einer gespannten Harmonie gewaltiger Wirkung umgeschaffen. Die Nachbildungen des 5. Jahrhunderts lösen die Spannungen mehr und mehr. Für jede der beiden Gestalten ist in Aphrodite und Apollon der Parthenonmetopen die klassische Form zu finden; für die ganze Gruppe in der reichen Anordnung des Schildzeichentypus, der Gruppe von Odysseus und Telemach von Gjölbaschi. Die Römerzeit stellt die Helden antithetisch dekorativ gegenüber; die Archäologie des

---

nennt und Pausanias 10, 13, 7 beschreibt, dürfte das Motiv Antenors übernommen haben, denn eine samische Münze der Kaiserzeit (Overbeck, Apollon, Münzt. 5, 22) zeigt den Dreifußstreit in dem zuerst bei Phintias überlieferten Typus. Es muß also ein monumentales Werk dieses Typus gegeben haben, das die Perserzerstörung überdauerte, und dies war am ehesten die delphische Gruppe. Daß Herakles bei diesem Typus die Keule schwang, paßt zu Pausanias Beschreibung, es sei ein wirklicher Kampf dargestellt gewesen, besser als ein bloßes Zerren am Dreifuß wie bei den anderen Typen. – Soeben veröffentlicht T. Romagnoli RM. 58, 1943, 178 eine neue Amphora aus der Schule des Berliner Malers mit dem Harmodiosmotiv beim Dreifußstreit.

[8]) Winter, Kunstg. i. B. I 245, 4. 247, 2. 264, 3. 277, 8. 279, 1. 281, 2. Jacobsthal, Mel. Rel. Taf. 60.

[9]) Beazley, Attic RF Vase Painters, 217, 16. 961, 536, 36. 413, 12. 337, Brüssel usw.

19. Jahrhunderts sucht die klassizistische Antithese mit den ererbten Vorstellungen barocker Allansichtigkeit zu vereinen. Diese Verfälschung war schon durch Adolf Hildebrandts Wiederentdeckung der Grundgesetze plastischen Schaffens und durch die sich anschließenden Forschungen E. Loewys überwunden. Daß die Folgerungen für die Aufstellung der Gruppe sich nicht längst durchgesetzt haben, erklärt sich nur aus der Einzigartigkeit der großen künstlerischen Schöpfung, die sich immer nur teilweise dem Verständnis erschließt.

Unter der Gruppe des Kritios stand ein Epigramm, von dem merkwürdigerweise nur das erste Distichon als Werk des Simonides überliefert ist: «Wahrlich ein großes Licht ward den Athenern, als Aristogeiton und Harmodios den Hipparch töteten.» Vielleicht stand nur so viel unter der Gruppe des Antenor. Bei den amerikanischen Ausgrabungen wurde ein Stück von der Basis der Gruppe des Kritios gefunden, mit dem Ende eines zweiten Distichons «... (und in Freiheit) das Vaterland setzten.» Es war ein schöner Gedanke P. Friedländers, daß man wie die Standbilder so auch das Epigramm erneute, indem man es erweiterte (Studie Ital. di Filol. Class. 15, 1938, 92):

Ἦ μέγ' Ἀθηναίοισι φόως γένετ' ἠνίκ' Ἀριστο –
γείτων Ἵππαρχον κτεῖνε καὶ Ἁρμόδιος.
. . . . . .
. . . . . .] *πατρίδα γῆν ἐθέτην.*

Zu einem Münzbild des Augustus

Felix Staehelin zum 70. Geburtstag am 28. Dezember 1943

Von *Herbert A. Cahn*

Apollo, die zentrale Gestalt der augusteischen Götterwelt[1]), nimmt unter den Rückseitenbildern auf den Münzen des Augustus einen hervorragenden Platz ein. Vor allem *ein* statuarischer Typus begegnet uns wiederholt: der stehende Gott, bekleidet mit dem langen, hochgegürteten Chiton, in der vorgestreckten Rechten die Phiale, in der Linken die Lyra haltend. Der gleiche Typus kehrt auf der bekannten Reliefbasis von Sorrent wieder, auf der in einzigartiger Weise die großen kultischen Neuerungen des Kaisers ihren bildlichen Ausdruck gefunden haben. G. E. Rizzo[2]) konnte in seiner grundlegenden Studie über dieses Bildwerk nachweisen, was bereits früher vermutet worden war, daß Münzen und Reliefbasis jenes Kultbild wiedergeben, das im Mittelpunkt des augusteischen Apollokultes stand, nämlich den *Apollo Palatinus*, ein Originalwerk des Skopas, das der Kaiser in dem von ihm erbauten Apollotempel aufgestellt hatte[3]).

Eine Münze hat Rizzo leider nicht berücksichtigt, die für diesen Zusammenhang von besonderem Interesse ist. Es handelt sich um den seltenen Denar mit dem Namen des Triumvir monetalis C. Antistius Vetus[4]), in das Jahr 16 v. Chr. durch die Angabe TR POT IIX im Kaisertitel datiert. Abbildung 1 und 2 geben zwei

---

[1]) Aus der sehr umfangreichen Literatur über den augusteischen Apollokult seien als wichtige neuere Arbeiten zitiert: O. Immisch, Aus Roms Zeitenwende. Wilamowitz, Glaube der Hellenen II 262f. F. Altheim, A history of Roman religion, 350ff. und passim. J. Gagé, Mélanges d'arch. et d'hist. 53 (1936) 37. W. Déonna, Rev. Arch. 1920 I, 112. R. Pettazzoni, Augustus (Studi in occasione del bimillenario augusteo) 221.

[2]) Boll. Comm. Arch. LX (1932), 1.

[3]) Der Citharoedus in der Sala a Croce Greca des Vatikans (Lippold, Kat. der Skulpturen des Vatikanmuseums III 1, 184. Ausonia 1907, T. 8, 1) ist nicht eine Kopie des skopasischen Apollo, wie Rizzo und ältere Autoren meinten, sondern des Apollon Patroos von Euphranor von der athenischen Agora, von dem der Originaltorso erhalten ist (H. Thompson, Hesperia 1937, 108). Das Werk des Euphranor ist offenbar in Anlehnung an den Apollon des Skopas entstanden, der ja ursprünglich in Rhamnus stand. Vermutliche statuarische Repliken des skopasischen Apollon: O. Deubner, Hellenist. Apollogestalten p. 71, k. 22; pp. 5, 22. Der von ihm als zugehörig bezeichnete «Ariadne-Apollo»-Kopf ist nicht skopasisch. Vgl. auch K. A. Pfeiff, Apollon (1943), pp. 119, 127.

[4]) Cohen² I 110, 343. Babelon, Rep. Rom. I 152, 22. Die folgenden Exemplare sind mir mit Abbildungen bekannt:

A. Naville XVII Evans (1934), 1188 = Heß Mai 1912, 286 = Hirsch 24 Weber (1909), 859 = Sotheby 1895 Bunbury 78 = Laffranchi, Riv. it. di num. 1914 Tf. VII 39. *Abb. 1.*

B. London. Grueber, BMC Rep. Coins II 55, 4489 (pl. 64, 16). Mattingly, BMC Imp. Coins I 18, 95 (pl. 3, 15). Aus Slg. Campana.

C. Paris. Babelon loc. cit. Abb. Cohen loc. cit. Abb. Overbeck, Gr. Kunstmythol. III Münztaf. V 43.

Exemplare des Denars in doppelter Vergrößerung wieder. Hier ist die gleiche Apollofigur dargestellt wie auf den von Rizzo herangezogenen Denaren und Aurei der kaiserlichen Münzstätte in Gallien (Abb. 3) und auf Geprägen des Pius und des Commodus[5]). Gewiß spiegelt die Figur auf unserem Denar die plastischen Einzelheiten des Vorbildes nicht so getreu wider, steht dieser doch wie alle stadtrömischen Prägungen viel stärker in der etwas groben, handwerksmäßigen Tradition der republikanischen Stempelschneidekunst als die eleganten, rein klassizistischen Erzeugnisse der kaiserlichen Offizin. Aber das Münzbild des Antistius Vetus ist mit

Abb. 1

Abb. 3

Abb. 2

bedeutungsvollem Beiwerk ausgeschmückt. Der bekränzte Rundaltar, an dem der Gott seine Libation darbringt, fehlt auf den anderen Münzen und auf der Basis von Sorrent. Besondere Aufmerksamkeit verdient vor allem der Podest des Kultbildes, hat doch gerade bei den augusteischen Münzen jede Einzelheit einen präzisen Sinn[6]). Dieser Podest hat also keineswegs eine rein dekorative Funktion. Zunächst bezeichnet sein Vorhandensein die Götterfigur deutlich als Kultbild. Dann ist er von auffallend großen Dimensionen: offenbar sollen die Gegenstände

D. A. Guébhard, Annales de la Soc. des Lettres, Sciences et Arts des Alpes-Maritimes XIX (1904) pl. II 37. Aus einem Fund in der Nähe von Nice.

E. Cahn-Heß 1933 Haeberlin 3282.

F. Cahn-Heß 1933 Haeberlin 3281 = Feuardent 1898 Hoffmann 1243. Bahrfeldt, Nachträge und Berichtigungen zur Münzk. der röm. Rep. II Tf. I 7. *Abb. 2.*

A–E stempelgleich, F vom gleichen Av.-Stempel, aber variierendem Rv.-Stempel (mit ANTIST). Der Av.-Stempel wurde auch für andere Denare des C. Antistius Vetus benutzt, z. B. Grueber pl. 64, 18.

[5]) Abb. und weitere Nachweise bei Rizzo a. a. O. (tav. D).

[6]) Hierzu besonders J. Liegle, JdI. 56 (1941), 81, und A. Voirol, Jahrb. der Schweiz. Ges. f. Urgesch. 31 (1939), 150.

klar heraustreten, die an der Vorderfront der Basis angebracht sind. Die beiden Objekte zu den Seiten wurden bisher stets als Anker beschrieben. Doch Anker werden auf Münzen stets mit einer Querstange oben und einem stark geschweiften Unterteil wiedergegeben[7]). Ich möchte eher an Lorbeerbäume denken, die ja auch besser in die Sphäre des Apollobildes passen[8]). Stärker fesseln uns noch die drei Gegenstände in der Mitte der Basis: Wir sehen drei stark gerundete Behältnisse, jedes mit einer Leiste in der Mitte und darüber mit einem Knopf oder rundem Griff versehen. Seit Eckhel[9]) sind diese Behältnisse immer wieder fälschlich als Proren bezeichnet worden; daß dies nicht zutrifft, zeigt uns vor allem ein Blick auf andere Münzen der Zeit, die an Basen angebrachte Schiffsschnäbel aufweisen: dort ist stets das dreigeteilte Profil der Prora, ihre langgestreckte Gestalt und der Rammsporn unten klar erkennbar[10]).

Eine Nachricht Suetons gibt uns die Erklärung der im Münzbild so stark hervorgehobenen Behältnisse. In der Vita Augusti (31, 1) berichtet er, der Kaiser habe nach der Übernahme des Oberpriesteramts die umlaufenden Orakelsammlungen vernichten lassen mit Ausnahme einer Auswahl aus den sibyllinischen Sprüchen, die er dann in zwei vergoldeten Kästchen unter der Basis des palatinischen Apollo barg: «ac solos retinuit Sibyllinos (sc. libros), hos quoque dilectu habito; condiditque duobus forulis auratis sub Palatini Apollinis basi.» Auf der Sorrentiner Basis sitzt die Sibylle zu Füßen Apollos, in der Haltung mantischer Ekstasis, so hat die Anbringung der sibyllinischen Bücher unter dem Kultbild des Apollo Palatinus schönsten bildlichen Ausdruck gefunden[11]). Die Münze stellt die Behälter der heiligen Bücher selber dar, genau am Ort ihrer Verwahrung.

Wir müssen hier zwei Einwänden begegnen, die gewiß sofort erhoben werden. Der erste betrifft die Anzahl der Behälter. Sueton erwähnt zwei, während das Münzbild drei Kästchen zeigt. Aber abgesehen von der Möglichkeit, daß die auch sonst nicht fehlerfreie Überlieferung Suetons[12]) an dieser Stelle interpoliert ist, müssen wir dem Münzbild als zeitgenössischer Quelle auch deshalb den Vorzug geben, weil die Dreizahl der sibyllinischen Bücher alter Tradition entspricht. Ein bei Dionys von Halikarnaß (Arch. IV 62) wiedergegebener, wohl ätiologischer Mythos[13]) berichtet, wie die ursprünglich neun sibyllinischen Bücher durch die Vorgänge bei ihrem Ankauf durch König Tarquinius Superbus auf drei reduziert wurden. Auch sonst war ja die Dreizahl im Apollokult von besonderer Bedeutung. Ein zweiter Einwand könnte gegen die Chronologie erhoben werden. Der Denar

[7]) Vgl. Grueber pl. 59, 18ff.

[8]) Dies besonders im Zusammenhang des Apollo Actius. Vgl. den Altar der gens Iulia in Karthago: Rostovtzeff, R M 1923, T. IV, und Tibull II 5, 5.

[9]) Doctrina Nummorum V 137. So noch J. Gagé a. a. O. p. 44.

[10]) z. B. Denar des Monetars C. Sulpicius Platorinus (Rv. Augustus und Agrippa sitzen auf prorengeschmückter Estrade), Grueber pl. 71, 9f. Denar des Cornelius Cossus Lentulus (Rv. Reiterstatue des Augustus auf Basis mit 2 Proren), Grueber pl. 72, 2. Denar des Octavian um 29, Rv. Statue auf Columna rostrata, Grueber pl. 59, 18.

[11]) Rizzo a. a. O. Huelsen, R M IX (1894), 239.

[12]) Cf. Funaioli, R E II 4, 612ff.

[13]) Näheres bei G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer[2] 536, Anm. 5.

stammt aus dem Jahre 16 v. Chr., Sueton gibt hingegen als terminus post die Übernahme des Oberpontifikates im Jahre 12 v. Chr. an. Aber auch hier ist die monumentale Überlieferung vorzuziehen. Man hat schon früher[14]) das Datum Suetons bezweifelt: Dio Cassius (LIV 19) verlegt die Prüfung und Sichtung der sibyllinischen Bücher in das Jahr 18. Außerdem finden sich bei Vergil (Aen. VI 72) und Tibull (II 5, 15), die ja beide im Jahre 19 starben, deutliche Anspielungen auf dieses Ereignis, beide Male in engstem Zusammenhang mit dem palatinischen Apollotempel[15]). Schließlich gehörte die Beschäftigung mit den sibyllinischen Büchern gar nicht zu den Obliegenheiten des Pontifex Maximus, sondern in den allerengsten Aufgabenkreis der XV viri sacris faciundis, welchem Kollegium ja Augustus selbst schon seit jungen Jahren angehört hatte[16]). Für die XV viri wird es uns zudem ausdrücklich bezeugt, daß sie auf Veranlassung des Kaisers die Abschrift der Bücher besorgten[17]).

Unsere Münze bringt also die Bestätigung, daß im Jahre 16 v. Chr. sich die neue Spruchsammlung bereits unter dem Standbild des Apollo Palatinus befand. Dieser Nachweis rückt die Reform der Bücher in ihren richtigen historischen Zusammenhang. Denn sie lag nicht nur im normalen Rahmen der religiösen Bestrebungen des Princeps, der den alten Formen neuen Sinn und neue Würde verleihen wollte, sondern sie wurde auch ein wichtiger Bestandteil des neuen Apollokultes. Mit der Verlegung vom Tempel des Iuppiter Capitolinus nach dem palatinischen Heiligtum gab Augustus die sibyllinischen Sprüche wieder dem Gott zurück, mit dem sie von Anfang an nach Rom gekommen waren[18]). Vor allem aber hatte die Reinigung und Neuaufstellung der heiligen Bücher ein ganz bestimmtes Ziel: die Vorbereitung der Ludi saeculares, die bekanntlich auf Grund eines sibyllinischen Spruches beschlossen wurden. Der Spruch ist erhalten und zweifellos für diesen bestimmten Zweck verfertigt worden, im Zuge der Reform der Bücher[19]).

Die Hauptereignisse in der Entwicklung der augusteischen Apolloreligion haben so eine logische Folge: 36 Stiftung des Apollotempels auf dem Palatin – 31 Sieg bei Actium in der Nähe des Heiligtums des Apollon Aktios – 28 Einweihung des

---

[14]) Norden, Vergils Aeneis, 6. Buch² 143. Wissowa² 76. Altheim, History of Roman religion, p. 530, Anm. 4, will am Datum 12 v. Chr. festhalten. F. Leo, Philol. Unters. II 1881, 2ff., äußert sich eindeutiger als Altheim behauptet. E. Diehl, Rh. Mus. 1934, 348, setzt das Ereignis schon in das Jahr 28!

[15]) Verg. Aen. VI 69 (Aeneas sagt zur Sibylle:)

Tum Phoebo et Triviae solido de marmore templa
Instituam, festosque dies de nomine Phoebi.
Te quoque magna manent regnis penetralia nostris.

Tib. II 5, 15 (an Phoebus gerichtet:)

Te duce Romanos numquam frustrata Sibylla
Abdita quae senis fata canit pedibus.

[16]) Vgl. die Münzen des jungen Caesar mit dem Dreifuß, aus den Jahren 39–37. Cohen I 76, 88; 79, 111. Grueber II 415, 115 (pl. 105, 13). Cat. Haeberlin 3076/77.

[17]) Dio C. 54, 19.

[18]) Altheim a. a. O. pp. 39, 241f.

[19]) H. Diels, Sibyllinische Blätter 14f. F. Blumenthal, Klio 1918, 217. A. Rzach, R E II 2, 2113. M. Nilsson, R E II 1, 1712. E. Diehl, Rh. Mus. 1934, 348ff.

Templum Apollinis in Palatio – um 20 Reform der sibyllinischen Bücher, ihre Aufstellung unter dem Apollokultbild, sibyllinisches Orakel zur Abhaltung der ludi saeculares – 17 Abhaltung der ludi saeculares. Daß der Höhepunkt dieser Entwicklung, die ludi saeculares, ganz im Zeichen Apolls und der Diana standen, wissen wir ja aus den Saecularacten und dem Carmen saeculare des Horaz.

Doch zurück zu unserem Münzbild. In seiner Kleinheit zeigt es doch deutlich, wie wir uns diese foruli vorstellen müssen: zylindrische Kästen, deren Deckel mit einem vorne angebrachten Griff geöffnet wurden. Der Ausdruck «forulus» als Behälter von Büchern kommt, nach Ausweis des Thesaurus (s.v.) nur noch einmal bei Juvenal (III 219) und zweimal in den Glossarien (V 163, 15; 501, 34) vor. Häufiger sind die Bezeichnungen «capsa» oder «scrinia»[20]). Alle diese Behälter hatten offenbar verwandte Gestalt; zylindrische Kästen von ganz ähnlicher Form wie auf unserer Münze begegnen noch auf den Mosaiken von S. Vitale in Ravenna[21]), neben den Evangelisten Lukas und Matthäus.

Das Standbild des Gottes wird auf der Münze ausdrücklich mit APOLLINI ACTIO bezeichnet. Auch die Apollobilder auf den Geprägen der kaiserlichen Münzstätte tragen die Bezeichnung ACT. Die Tatsache, daß der Gott des augusteischen Heiligtums in den Quellen fast durchwegs Palatinus, aber nicht Actius genannt ist, hat manche Gelehrte dazu verleitet, in den Münzbildern Wiedergaben des Apollonkultbildes zu Aktion zu sehen[22]). Zu fragen bleibt, warum der Gott auf den Münzen die Epiklese Actius und nicht Palatinus trägt. Die Lösung ergibt sich meiner Ansicht nach aus dem Wortlaut der «Res gestae» (19, 1): «templumque Apollinis in Palatio cum porticibus ... feci»; auch die Acta Arvalia und die Fasti Antiates nennen den Tempel am Stiftungstag (VII. Id. Oct.) «Apollini in Palatio»[23]). Palatinus ist also eine spätere Adjektivisierung der Ortsbezeichnung. Nur die Ortskundigen konnten mit dem Namen Palatinus etwas anfangen[24]); für das ganze römische Reich, an das sich die Münzbilder mit ihrer klaren, einfachen Symbolik wandten, war die Bezeichnung Actius verständlicher. Der Gott von Aktion hatte dem Kaiser zum Sieg verholfen, er hatte nun in Rom, im glänzendsten Neubau, den Augustus errichtete, seinen Platz gefun-

---

[20]) Th. Birt, in I. Müllers Handb. I 3, 333. Daremberg-Saglio I 911; IV 1124 (mit weiteren Denkmälern). H. Blümner, Röm. Privataltertümer[3] 131 f.

[21]) E. Uehli, Die Mosaiken von Ravenna[2] Tf. 27/28. C. Ricci, Tavole storiche dei Mosaici di Ravenna T. LV, LVII.

[22]) Die Frage ist oft diskutiert worden. Vor allem sah Overbeck in den Münzbildern die Wiedergabe des Apollonbildes zu Aktion: Ber. sächs. Ges. 1886, 1 ff., und Griech. Kunstmythologie III 90. Mit Recht abgelehnt von Rizzo a. a. O. 62, Anm. 42. Vgl. J. Gagé, Mém. d'arch. et d'hist. 53 (1936), 37 ff. Auf die vielbehandelte Frage, ob der palatinische Apollotempel ein zweites Apollobild besaß (zu Properz II 31), können wir hier leider nicht eingehen.

[23]) So auch in den Acta Saecularia CIL VI 877 b, 139. Ephem. epigr. VIII 225.

[24]) Zur Lage des Tempels vgl. Platner-Ashby, Topographical Dictionnary I 18. Nach freundlicher Auskunft von Herrn Prof. Schefold sind die von Platner-Ashby vorgeschlagenen Lokalisierungen unzutreffend. Der Tempel ist, entsprechend der Angabe bei Sueton, Aug. 29, 3, in unmittelbarer Nachbarschaft des Augustuspalastes zu suchen. Die dort gefundene, bisher unpublizierte Tempelruine kann mit großer Wahrscheinlichkeit als der Rest des palatinischen Apollotempels betrachtet werden.

den[25]). So hat auch Properz, in der 6. Elegie seines 4. Buches, entstanden im gleichen Jahre 16 wie unser Denar, als Aition des Tempelbaus das Eingreifen des Gottes in der Seeschlacht verherrlicht[26]), trotzdem der Bau bereits fünf Jahre vor der Schlacht bei Actium, nach dem Sieg bei Mylae über Sextus Pompeius, im Jahre 36 durch Octavian beschlossen worden war[27]).

Fragen wir uns nun zum Schluß, was C. Antistius Vetus, den Münzmeister des Jahres 16, veranlaßte, das Kultbild Apollos mit den Büchern der Sibylle auf der Basis als Münzbild zu wählen. Des Jahres bedeutendstes Ereignis war die Abreise des Kaisers nach Gallien zur Bezwingung der aufständischen Alpenvölker gewesen. Drei Jahre sollte Augustus von Rom abwesend sein. Diese Reise fand ihren Niederschlag in den Gelübden für die Gesundheit und die Rückkehr des Kaisers, den «vota pro salute et reditu Caesaris Augusti», deren Ablegung durch Senat und Volk beschlossen und durch die XV viri sacris faciundis in einer großen Feier durchgeführt wurde[28]). Zwar entsprach die Ablegung der Vota einem vierjährigen Zyklus, der im Jahre 28 zum Andenken an die Schlacht bei Actium begann, und deren Auslösung durch Spiele jeweils von den Konsuln oder von einem der vier höchsten Priesterkollegien besorgt wurde[29]), doch müssen diejenigen des Jahres 16 besonders umfangreich gewesen sein. Die Abreise des Kaisers war eben ein besonders aktueller Anlaß. Die Münzen des Jahres spiegeln die Bedeutung der Feier wider. Der Aureus des C. Antistius Vetus[30]) zeigt auf dem Avers eine Victoriabüste, auf dem Revers einen opfernden Priester und einen Victimarius mit dem Opferstier am Altar und die Inschrift PRO VALETVDINE CAESARIS SPQR, ein weiterer Denar des gleichen Monetars den Kopf der Venus[31]) und rückseitig die Embleme der vier großen Priesterkollegien. Die Münzen des zweiten Münzmeisters des Jahres 16, L. Mescinius[32]), stehen mit ihren Bildern und vor allem mit ihren ungewöhnlich umfangreichen Aufschriften ganz im Zeichen der Vota pro salute et reditu und der Erinnerung an die im Vorjahre abgehaltenen Ludi saeculares. So ist die stadtrömische Münzprägung des Jahres 16 als eine Kundgebung Roms an den scheidenden Kaiser zu verstehen: Dank für das große Saecularfest und Gelöbnis für gute Fahrt und glückliche Heimkehr. Apollo Actius aber, der Bringer des entscheidenden Sieges und Herr des Saecularfestes, soll durch sein Opfer und durch seine Obhut über die Wahrsprüche der Sibylle das günstige Geschick auf dem Zug des Augustus gewährleisten[33]).

---

[25]) Vgl. die Silberschale von Fins d'Annecy mit der Aufschrift ACTIO und den auf den Tempel bezüglichen Reliefdarstellungen. Déonna, Rev. Arch. 1920 I, 112. Ferner J. Gagé a. a. O., passim.

[26]) Rothstein, Kommentar zu Properz², 274.

[27]) Dio C. 49, 15, 5. Vell. Pat. II 81.

[28]) Dio C. 54, 19.

[29]) Res gestae IX 1. Dio C. 53, 1.

[30]) Cohen I 111, 349. Bahrfeldt, Röm. Goldmünzenprägung 146, 186 (T. 14, 12).

[31]) Cohen I 111, 348. Grueber pl. 64, 17. Cat. Haeberlin 3283/84.

[32]) Cohen I 128, 461ff. Grueber pl. 64, 9ff. Cat. Haeberlin 3285ff.

[33]) Zum Zusammenhang zwischen Vota pro salute und der Schlacht bei Actium vide J. Gagé a. a. O. und ein Cameo in Leningrad, M. Maximowa, Rev. Arch. 1929 II, 64.